

Rainer Behring

Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung

Ein Literaturbericht (2013–2018). Erster Teil: Erster Weltkrieg, Kontroversen um den italienischen Faschismus und um Benito Mussolini

Der vorliegende Forschungsbericht schließt unmittelbar an einen entsprechenden Beitrag an, der 2014 im Archiv für Sozialgeschichte erschienen ist¹ und dessen Kenntnis gleichsam implizit vorausgesetzt wird, da an dort dargelegte Hinweise zum Forschungsstand und zu Kontroversen der Forschung angeknüpft wird: Auch diese Fortsetzung wird erneut durch eine weitgehende Konzentration der deutschsprachigen Forschung auf Aspekte der faschistischen Diktatur gekennzeichnet sein, während die italienische Geschichte vor 1919/22 und nach 1943/45 weiterhin eine demgegenüber deutlich geringere Beachtung findet. Im Zentrum steht die Problematik eines generischen Faschismusbegriffs in seiner Anwendung auf den italienischen Faschismus. Es geht darüber hinaus um die Qualität der faschistischen Herrschaft als eines verbrecherischen Regimes insbesondere im Vergleich zur nationalsozialistischen Herrschaft. Generell spielen vergleichende und beziehungsgerichtliche Perspektiven auf Deutschland und Italien in den im Berichtszeitraum erschienenen Monografien und Sammelbänden vielfach eine wesentliche Rolle. Aufgrund der Fülle der im Berichtszeitraum 2013 bis 2018 publizierten einschlägigen Arbeiten erscheint dieser Literaturbericht in zwei Teilen. Der erste Teil enthält nach einem kurzen Blick auf den Ersten Weltkrieg, dessen Jahrhundertgedenken in der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung im Hinblick auf die Rolle des Königreichs Italien nur eine schwache Resonanz hervorgerufen hat, eine ausführliche Diskussion der einschlägigen Titel zu Kontroversen um den italienischen Faschismus und um die Rolle Benito Mussolinis als dessen zentraler Figur. Im zweiten Teil, der im nächsten Band folgen wird, werden Spezialstudien und Quellenpublikationen zur Analyse der faschistischen Diktatur vorgestellt. Sie haben die mediale Inszenierung und die spezifisch faschistische Ästhetik und Architektur, das Verhältnis von Faschismus und katholischer Kirche, die Behandlung der italienischen Juden und der im Zweiten Weltkrieg besetzten Gebiete und den Systemwechsel von 1943/45 zum Thema. Außerdem wird ein Blick auf die Geschichte der Italienischen Republik seit 1946 zu werfen sein.

I. DEUTSCHLAND UND ITALIEN: »FERNE NACHBARN«?

Als »Ferne Nachbarn« bezeichnet Christof Dipper Deutsche und Italiener im Titel eines Bandes, der seine überwiegend in den vergangenen zwanzig Jahren entstandenen, teilweise aktualisierten »vergleichende[n] Studien zu Deutschland und Italien in der Moderne« sammelt.² Ein Blick auf Dippers durchweg reflektierte und ertragreiche Beiträge soll diesen Literaturbericht eröffnen, weil sie Perspektiven aufweisen, denen in den im Folgenden

1 *Rainer Behring*, Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung. Ein Literaturbericht (2006–2013), in: AfS 54, 2014, S. 345–394. Der Verfasser dankt Christian Jansen (Trier) und Lennart Schmidt (Düsseldorf) für ihre kritische Lektüre des Manuskripts.

2 *Christof Dipper*, Ferne Nachbarn. Vergleichende Studien zu Deutschland und Italien in der Moderne (Italien in der Moderne, Bd. 23), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 362 S., geb., 45,00 €.

zu besprechenden Büchern wiederholt begegnet wird: Es geht unter anderem um die Problematik der Moderne als für die Geschichtswissenschaft relevanter Kategorie, um Möglichkeiten und Grenzen eines über nationale Staaten, Gesellschaften und Entwicklungspfade hinausweisenden Vergleichs und um Fragen von Unterschieden und Asymmetrien, die im Ergebnis solchen Vergleichs hervortreten und die nicht zuletzt die entsprechende wissenschaftliche Tätigkeit selbst charakterisieren. Denn, wie Dipper als einschlägig ausgewiesener Gelehrter in erfrischender Selbstbescheidung einräumt, es könne letztlich nur darum gehen, »aus der sicheren Kenntnis der eigenen Geschichte die vergleichbaren Phänomene der anderen zu betrachten« und »deutsche Fragen in der Absicht« zu stellen, »dadurch umso klarere italienische Antworten zu erhalten« (S. 88) – die unvermeidliche Asymmetrie von Bemühungen um einen inter- oder auch transnationalen Vergleich liegt somit auf der Hand, sofern die unterschiedliche Sachkenntnis eines Autors im Hinblick auf zwei oder gar mehr geschichtswissenschaftlich zu vergleichende nationale Untersuchungsobjekte eingestanden wird.

Anhand seiner Fallstudien zum deutsch-italienischen Vergleich möchte Christof Dipper der verbreiteten Vorstellung einer Parallelgeschichte dieser beiden Staaten und Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert entgegentreten. Er streicht stattdessen die Asymmetrien und insbesondere die Unterschiede heraus, die der Vergleich immer wieder, ja nahezu durchgehend zutage fördert. Dabei liegen die Asymmetrien nicht bloß in der bekannten machtpolitischen (lange Zeit auch militärischen) und ökonomischen Überlegenheit der deutschen Seite begründet, die das deutsch-italienische Verhältnis bis in die Gegenwart kennzeichnet und tendenziell belastet, jedenfalls die Idealvorstellung einer Gleichwertigkeit Deutschlands und Italiens in der internationalen Politik als realitätsfern erscheinen lässt. Vielmehr erfüllt Italien für die Deutschen über seine Rolle als Objekt von wirtschaftlichen Investitionen und Abnehmer von Exportwaren hinaus seit je eine Funktion als Sehnsuchts- und Reiseland, als touristisches Ziel von Bildungsreisen in ein Land voller Kunstschatze oder von Urlaubsreisen in das Land von Sonne und Mittelmeerstränden. Die Präsenz von Italienern in Deutschland ist dagegen ebenso traditionell in erster Linie durch die Suche nach Erwerbsmöglichkeiten motiviert. Damit korrespondiert in der wechselseitigen Einschätzung auf deutscher Seite eine verbreitete Mischung aus Zuneigung und Verachtung gegenüber den Italienern, während letztere Deutschland und den Deutschen eher mit Respekt, aber auch mit Vorstellungen einer von jenseits der Alpen ausgehenden Bedrohung, ja mit ausgeprägten Minderwertigkeitskomplexen zu begegnen scheinen. Deutsche und Italiener seien jedenfalls »ferne Nachbarn« schon insofern, als sie wenig voneinander wüssten, »obwohl sie vom Gegenteil überzeugt sind« (S. 9f.; prägnant zur Asymmetrie am Beispiel der Europapolitik der Bundesrepublik und Italiens nach 1945 S. 312f.). Die Asymmetrie der gegenseitigen Wahrnehmung komme auch darin zum Ausdruck, dass die Vorstellung einer deutsch-italienischen Parallelgeschichte vornehmlich nördlich der Alpen verbreitet sei, in Italien selbst dagegen auf wenig Resonanz stoße (S. 323–325). Beim Blick auf die Behandlung des anderen Landes durch die jeweilige Zeitgeschichtsforschung, so ließe sich ergänzen, stehen einer Fülle von einschlägigen Studien deutsch(sprachiger) Autoren zu Themen der italienischen Zeitgeschichte – von denen der vorliegende Bericht Zeugnis ablegt – ziemlich wenige relevante Resultate aus italienischer Produktion gegenüber, die sich forschend mit deutscher Zeitgeschichte auseinandersetzen; Ausnahmen korrespondieren zumeist mit einer lebensgeschichtlichen Verwurzelung der Autoren in der deutschen Wissenschaftslandschaft.

Dipper findet grundsätzlich »mehr Unterschiede als Parallelen« und »die wenigen deutsch-italienischen Studien« aus dem Bereich der »erweiterten Sozialgeschichte« legten »erhebliche Unterschiede auch dort nahe, wo sich auf den ersten Blick Ähnlichkeiten, Parallelen zeigten« (S. 327f.). »Die Unterschiede sind das Thema« des Buches, unterschiedliche Wege

zweier Gesellschaften nämlich in eine(r) Moderne, von der alle europäischen Gesellschaften erfasst würden, damit aber auf unterschiedliche Weise umgingen und sie entsprechend verschieden gestalteten (S. 10f.). Die Moderne weise ganz unterschiedliche Gesichter auf, wie Dipper am Beispiel einer spezifisch mediterranen Form von Industrialisierung skizzenhaft darlegt. Um sie zu analysieren, gelte es, sich vom west- und mitteleuropäischen Paradigma der Industrialisierung zu lösen und die spezifischen, etwa auch mentalen, Bedingungen zu erkennen, unter denen sich eine andersartige ökonomisch-technische Modernisierung in Italien vollzog: Ohne das Vorwalten von Riesenbetrieben, Hochöfen und Schloten, Kohlenförderung und Erzverarbeitung, vielmehr durch ein spätes, aber dann beschleunigtes Wachstum von und durch Elektrifizierung, Dienstleistungen, kleine und mittlere Industrie- und Gewerbebetriebe, eigentümliche staatskapitalistische Strukturen, schließlich eine Konzentration auf die Fertigung von langlebigen Konsumgütern, auf Tourismus und Bauwirtschaft – eine andere Moderne eben in Italien als in Deutschland und mit einer Phasenverschiebung, die Italien erst in den 1950er-Jahren als – in divergenter Weise – industrialisiertes Land erscheinen lasse. Es gebe auch im sozioökonomischen Bereich keine idealtypische Moderne, sondern unterschiedliche Industrie- und Technikkulturen, und Italien sei gleichsam unter weitgehendem Verzicht auf schwerindustrielle Strukturen direkt und durchaus erfolgreich von der Agrar- in die Dienstleistungsgesellschaft eingetreten (S. 157–165 und 300f.).

Nicht zuletzt bei der Betrachtung von Faschismus und Nationalsozialismus betont Christof Dipper die tief greifenden Unterschiede zweier Bewegungen und Herrschaftssysteme: Ein Vergleich der Gesellschaftspolitik beider Regime etwa zeige nicht nur die teilweise tief ins 19. Jahrhundert zurückreichenden unterschiedlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auf, von denen jegliche einschlägigen Maßnahmen geprägt gewesen seien. Vielmehr setzten die Nationalsozialisten »die Akzente ihrer demographischen Politik deutlich anders« als die Faschisten (S. 179) – Eugenik und Rassismus standen gegen eine klassenbewahrende Familienpolitik –, und während sowohl NS-Regime als auch die Diktatur Mussolinis in mancherlei Weise Mittelstandsförderung betrieben und auf spezifische Art die gesellschaftliche Rolle von Frauen beförderten – damit aber wiederum jeweils gesamt-europäischen Trends folgten –, bot die Behandlung der Arbeiterschaft durch die NS-Führung, soweit sie politisch angepasst war und ethnisch und erbgesundheitlich für unproblematisch befunden wurde, dem Beobachter ein »deutlich vorteilhafteres Bild« gegenüber den Verhältnissen im faschistischen Italien, wo man beispielsweise in der Lohnpolitik »vergeblich nach Zeichen der Moderne suchen« werde (S. 190f.). Während der italienische Faschismus die überlieferte Klassengesellschaft konserviert habe, sei der Nationalsozialismus auf seinem Weg in eine wesentlich durch rassistische Kriterien definierte ›Volksgemeinschaft‹ relativ weit vorangekommen. Jedenfalls hätten es weder sozialgeschichtliche Studien zum Sozialprofil von »Nationalsozialistischer Deutscher Arbeiterpartei« (NSDAP) und »Partito Nazionale Fascista« (PNF) und ihrer Anhängerschaft noch Forschungen zur von Gewalt geprägten Praxis dieser Bewegungen, die mit der Motivation unternommen worden seien, »in vergleichender Absicht eine Faschismustheorie auszuarbeiten«, vermocht, »die Wahrnehmung wesentlicher, wenn nicht gar wesensmäßiger Unterschiede zwischen den beiden Faschismen« zu verstellen (S. 334f.).

Es ist am Ende erstaunlich, dass Dipper angesichts von »wesensmäßigen Unterschieden« überhaupt an den »Faschismen« oder den »faschistischen Diktaturen« als analytischen Begriffen festhält. Seine vergleichenden Studien, die nicht zufällig etwa von »nationalsozialistischer und faschistischer Wissenschaftspolitik« handeln und eben nicht von faschistischer Wissenschaftspolitik als Typus, tragen zur Vorstellung von der Notwendigkeit eines generischen Faschismusbegriffs tatsächlich nichts bei. Wenn Dipper behauptet, die Nationalsozialisten hätten »eine ganze Reihe zentraler Institutionen des ›Dritten Reichs‹

nach faschistischem Vorbild aufgebaut«, dann kann er lediglich »die Deutsche Arbeitsfront und ihre Unterorganisation Kraft durch Freude« benennen (S. 275), wo doch der unbefangene Betrachter bei in der Sache »zentralen Institutionen« des nationalsozialistischen Regimes unwillkürlich an den absoluten Führerstaat denkt, die Wehrmacht, die Vierjahresplanbehörde, an die SS, das Reichssicherheitshauptamt und die Konzentrationslager, an Einsatzgruppen und Einrichtungen zur massenhaften Tötung von Menschen. Für nichts davon existierten im faschistischen Italien Vorbilder. Dipper lässt keinen Zweifel daran, dass der umfassende, letztlich von vornherein eliminatorisch angelegte Rassismus als ideologisch determinierter Daseinszweck der NS-Herrschaft im Faschismus kein Pendant findet (vgl. etwa S. 24f., 335–339 und 349–352); sein Verweis auf die »Repubblica Sociale Italiana« seit Herbst 1943 (S. 336) erscheint wenig plausibel, weil sie nicht nur ausschließlich als deutscher Satellitenstaat existenzfähig und in ihren Handlungen entsprechend fremdinduziert war, sondern weil in ihr Randgruppen des faschistischen Spektrums in die zentralen Positionen einrückten, die ihnen verwehrt geblieben waren, solange die faschistische Herrschaft autonom agierte und aus sich selbst heraus Bestand hatte. Zu der Erkenntnis der »wesensmäßigen Unterschiede« zwischen Faschismus und Nationalsozialismus fügt Dipper noch die Einsicht hinzu, dass auch die Asymmetrie zwischen Deutschland und Italien kaum je größer war als zwischen 1933 und 1945, nicht allein angesichts des schließlich erdrückenden politischen, wirtschaftlichen und militärischen Übergewichts des Deutschen Reiches und einer vielfach von deutschen Stellen an den Tag gelegten verächtlichen Rücksichtslosigkeit gegenüber den italienischen Verbündeten, sondern im Hinblick auf die tief begründete letztliche Unvereinbarkeit eines nationalsozialistisch beherrschten Deutschen Reiches und eines faschistisch regierten Königreichs Italien:

»Faschistische Politik geriet [...] immer wieder mit sich selbst in Widerspruch, denn für zwei Regime, die nach außen hin Seite an Seite auftraten, ihren Völkern jedoch zugleich einhämmerten, sie, also die Italiener bzw. die Deutschen, seien das von der Geschichte auserwählte, zur Führung berufene Volk, musste loyale Zusammenarbeit und Bündnistreue ein Fremdwort bleiben.«

Beide Diktaturen wollten sich »ganz grundsätzlich weder binden noch ernsthaft militärisch zusammenarbeiten« (S. 18f.): Auch das verweist auf die grundsätzliche Problematik eines generischen Faschismusbegriffs, die im Folgenden weiter zu erörtern sein wird.

II. DER ERSTE WELTKRIEG UND SEINE NACHWIRKUNGEN

Die entscheidende Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Genese und gesellschaftliche und politische Durchsetzung der faschistischen Bewegung steht außer Frage. Dennoch sind für den Berichtszeitraum lediglich zwei Titel zu annotieren, die sich mit Italien im »Großen Krieg« beschäftigen. Ein Sammelband enthält parallele Aufsätze zu »Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg«.³ Italienische und österreichische Historikerinnen und Historiker stellen jeweils einen Beitrag zu Regierung und Politik, zur militärischen Kriegführung, zu den Soldaten und zur gesellschaftlichen Mobilisierung in beiden Staaten gegenüber, ferner zu den Bereichen Kultur und Propaganda sowie Erinnerung und Geschichtsschreibung. Das Vorhaben sei bezüglich dieser beiden Länder und ihrer Geschichtswissenschaften präzedenzlos, wie die Herausgeber nicht ohne Stolz konstatieren, und solle zur weiteren transnationalen Bearbeitung der österreichisch(-ungarisch)-italienischen Konfrontation im Ersten Weltkrieg Anstöße liefern. Dabei räumt Oswald Überegger ein, dass »der Band letztlich keine wirkliche transnationale österreichisch-italienische Geschichte des Ersten Weltkrieges verkörpert«, sondern es sich lediglich um »für ein breites historisch

3 *Nicola Labanca/Oswald Überegger* (Hrsg.), *Krieg in den Alpen. Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg (1914–1918)*, Böhlau Verlag, Wien/Köln etc. 2015, 346 S., geb., 40,00 €.

interessiertes Publikum« geschriebene »Parallelgeschichten aus österreichischer und italienischer Perspektive« handle, die bestenfalls die Grundlage einer »Vergleichsgeschichte« abgeben könnten (S. 14).⁴ So erstellt Daniele Ceschin ein informatives, wenngleich konventionelles Bild der innenpolitischen Entwicklung Italiens von 1915 bis 1918⁵, hinter das Fortunato Minniti's Beitrag zur italienischen Kriegführung noch weit zurückfällt: Er bietet nichts als die ziel- und aussagenlose Aufzählung von Operationsplänen, Schlachtverläufen, Armeekorps und Mobilisierungsziffern und wirft mit seiner methodischen Rückständigkeit kein gutes Licht auf die an einer römischen Universität betriebene Form der Militärgeschichte.⁶ Dagegen heben sich die Aufsätze von Federico Mazzini zu den Kriegserfahrungen italienischer Soldaten an der österreichischen Front und von Giovanna Procacci zur italienischen Gesellschaft im Krieg positiv ab: Man erfährt von der resignativen Grundhaltung, mit der die überwiegend aus dem landwirtschaftlichen Bereich rekrutierten italienischen Infanteristen den Krieg gleichsam wie eine Naturkatastrophe hinnahmen und über sich ergehen ließen, wobei diese Repräsentanten des bäuerlichen Italien in Form der industrialisierten und entindividualisierten Kriegführung oft überhaupt erstmals mit der technischen Moderne konfrontiert wurden.⁷ Die Soldaten kämpften unter Zwang und ohne patriotische Ideale »gleichsam in einer Art Dämmerzustand« (S. 146) und entwickelten dabei »ein zurückhaltend-stoisches Verhalten« als »komplexes soldatisches Handlungsmuster« (S. 150), das zur Erklärung ihres Durchhaltens in einem als sinnlos erachteten Geschehen beitrage, in dem ein Sieg für sie als Person unmöglich und Aufbegehren nutzlos erschienen sei. Die italienische Gesellschaft sei schon vor 1915 von tiefer Spaltung gekennzeichnet gewesen, die im Krieg durch einen von der Regierung nicht gesteuerten sozialen Delegitimierungsprozess – Unterversorgung und Desorganisation allenthalben vor dem Hintergrund fortdauernder Klassenkonflikte – zunehmend vertieft worden sei und schließlich zur Radikalisierung gegensätzlicher Lager und damit zu einer latenten Bürgerkriegssituation geführt habe, die sich nach 1918/19 bruchlos fortgesetzt und weiter verschärft hätten. Wenngleich die Beiträge des Bandes insgesamt keine grundlegend neuen Einsichten oder Perspektiven aufweisen, bieten sie doch als Synthesen des Forschungsstands einen nützlichen Einblick in die Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die gesellschaftliche Entwicklung Italiens über die konventionellen Zäsuren 1915/1918 hinweg. Zugleich wird in den Studien die Ähnlichkeit vieler kriegsbedingter Erscheinungen im Königreich Italien und in der Habsburgermonarchie angesichts der Herausforderung durch den »Großen Krieg« vor Augen geführt: Die Abdankung der Legislative zugunsten von Regierung und Militär, die Militarisierung von Wirtschaft und Gesellschaft sowie das Versagen der Behörden angesichts von Versorgungsengpässen und zunehmender Äußerungen von Unzufriedenheit aus der Bevölkerung zeigen am Ende tatsächlich Perspektiven für eine grenzüberschreitende Gesellschaftsgeschichte des Ersten Weltkriegs auf.

Dezidiert vergleichend angelegt gibt sich die Berliner Dissertation von Pierluigi Pironti über die Kriegsofopferversorgung im Gefolge des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Italien.⁸ »Ziel dieses Buches ist es, die Entwicklung der Kriegsofopferpolitik zu beleuchten«

4 Oswald Überegger, Einleitung, Österreich-Ungarn und Italien im Ersten Weltkrieg, in: ebd., S. 7–19.

5 Daniele Ceschin, Regierung, Politik und Öffentlichkeit in Italien, in: ebd., S. 21–44.

6 Fortunato Minniti, Generalstabschef Luigi Cadorna und die italienische Kriegführung, in: ebd., S. 69–104.

7 Federico Mazzini, Kriegserfahrungen. Italienische Soldaten an der italienisch-österreichischen Front, in: ebd., S. 129–154; Giovanna Procacci, Heimatfront. Die italienische Gesellschaft im Krieg, in: ebd., S. 181–208.

8 Pierluigi Pironti, Kriegsofopfer und Staat. Sozialpolitik für Invaliden, Witwen und Waisen des Ersten Weltkriegs in Deutschland und Italien (1914–1924) (Italien in der Moderne, Bd. 22), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2015, 556 S., geb., 70,00 €.

(S. 25): Dieses Ziel wird zweifellos erreicht. Man erfährt außerordentlich viel Wissenswertes über die unzureichende Vorbereitung der 1914/15 in den Krieg eintretenden Mächte auf eine langwierige Auseinandersetzung zwischen Massenheeren im Hinblick auf die medizinische, orthopädische, psychologische, berufsvorbereitende und vor allem finanzielle Versorgung von Millionen von Kriegsbeschädigten einerseits, Hinterbliebenen andererseits. Pironti schildert die wenig organisierten Ansätze einer Kriegsopferversorgung durch lokale und vielfach private Initiativen in der ersten Kriegsphase, die mit zunehmender Kriegsdauer von einer allmählichen Zentralisierung und Übernahme staatlicher Verantwortung überlagert wurde; er begibt sich mit seinen Lesern in die Stätten der Entwicklung und Anpassung von Prothesen, in Einrichtungen zur psychologischen Betreuung und beruflichen Schulung von Kriegsversehrten, in die Köpfe von Experten, die über die landwirtschaftliche Siedlung oder die Eingliederung der körperlich und seelisch geschädigten ehemaligen Kriegsteilnehmer in Handwerks- oder Industriebetriebe berieten, vor allem in die Blätter der allmählich entstehenden Interessengruppen von Kriegsopfern, in denen immer erneut das Ungenügen aller staatlichen und gesellschaftlichen Bemühungen insbesondere um die ausreichende finanzielle Entschädigung von Kriegsbeschädigten, Witwen und Waisen beklagt wurde. Er diskutiert durchgehend das Spannungsverhältnis zwischen einer karitativen Fürsorge auf der Basis von Wohltat und Gnade einerseits und dem von den Kriegsopfern selbst reklamierten Anspruch auf Rechte, die sich aus ihrem Einsatz für den Staat ergeben hätten. Es werden verbreitete Vorurteile gegen die Betroffenen in Erinnerung gerufen, sie seien ausschließlich auf auskömmliche Renten oder ein bequemes Arbeitsleben im Büro einer öffentlichen Verwaltung fixiert gewesen; im Diskurs der Experten fallen rückwärtsgerichtete, urbanisierungsfeindliche und agrarromantische ideologisch gelagerte Denkfiguren auf, stärker noch die insbesondere in der deutschen Öffentlichkeit, aber auch in Italien zu beobachtende Überzeugung, die Kriegsbeschädigten müssten wieder in die Arbeitswelt integriert werden, um sich nützlich zu machen, produktiv und der ›Volksgemeinschaft‹ dienlich zu sein, ja sich einem gesunden ›Volkskörper‹ einzugliedern. Über all dem macht Pironti ein fundamentales Staatsversagen deutlich mit Regierungen, die mit der unerwarteten Situation und den Anforderungen einer umfassenden sozialpolitischen Neuordnung schlicht überfordert waren. Scheiterte das Reichsversorgungsgesetz von 1920 schon an den ungeheuren Summen, die hätten geleistet werden müssen, sodass im Strudel der Hyperinflation von 1923 einfach die Leistungen zurückgefahren und die Verantwortung wieder dezentralisiert und letztlich die lokale Fürsorge erneut zur entscheidenden Instanz erhoben wurde, so bildete die Entwicklung in Italien letztlich das Versagen des überkommenen politischen Systems der liberalen Eliten ab: Obwohl im Herbst 1917 eigens ein Ministerium für Militärfürsorge und Kriegsrenten ins Leben gerufen wurde, das von einigen Zeitgenossen schon »als Ausgangspunkt für ein Wohlfahrtsministerium« im weitesten Sinne angesehen wurde, gelang es den handlungsschwachen Nachkriegsregierungen nicht, daraus ein nachhaltiges Projekt zur konstruktiven Handhabung der Kriegsopferproblematik zu gestalten. Es blieb bei einer unüberschaubaren Vielzahl von halbgenen Regelungen und Verordnungen. Das Ministerium wurde im November 1919 zum Staatssekretariat herabgestuft, die Masse der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen beziehungsweise ihrer nationalen Interessenvertretung folgte den Verlockungen Benito Mussolinis und des Faschismus, die sich wenigstens verbal der Sorgen und Nöte der Kriegsopfer annahmen und den Kult der an der Front gefallenen und versehrten Soldaten in den Rang eines ihrer zentralen Mythen erhoben.

Das alles und noch viel mehr an Detailwissen vermögen die Leser dieser fleißigen Dissertation zu entnehmen. Zielbewusst wird »beleuchtet« und es entsteht beinahe so etwas wie ein umfassendes Handbuch zur Thematik. Leider geraten die übergeordneten Zusammenhänge dabei zu häufig in Vergessenheit und ein über die Beschreibung von einschlägigen

Entwicklungen und Zusammenhängen hinausreichendes Ziel sucht man vergeblich. Man erfährt sporadisch von italienischer Unterentwicklung und beschleunigten Aufholprozessen, von Elementen einer Vorbildfunktion des Deutschen Reiches etwa im Bereich der orthopädischen Wissenschaft, von Auswirkungen eher föderaler oder zentralistischer Traditionen, doch eine Fokussierung des Vergleichs auf eine durchgreifende Fragestellung oder gar die Reflexion eines Erkenntnisinteresses, das diese Studie leiten und ihre Erkenntnisse bündeln könnte, sind nicht auszumachen: Es bleibt am Ende unerfindlich, welche Funktion dieser Arbeit zukommen und welchen Stellenwert sie im wissenschaftlichen Diskurs einnehmen soll. Im Wesentlichen werden zwei nationale Entwicklungspfade nebeneinandergestellt und getrennt voneinander nacherzählt, oft in zu geringer Distanz zu den Quellen, so wenn die klagenden Mitteilungsblätter der Kriegsoferverbände oder die stolzen Leistungsbilanzen von Verwaltungen oder Klinikchefs kommentarlos zitiert und als Abbild der Wirklichkeit hingestellt werden. Auf die Heranziehung von unpubliziertem Quellenmaterial wurde ebenso kommentarlos verzichtet, sodass nicht zufällig die veröffentlichte Selbstdarstellung der Akteure ohne kritischen Abgleich mit anderen Perspektiven im Mittelpunkt steht. Kriegsoffer als Individuen kommen an keiner Stelle zu Wort, ihre konkrete Situation und ihr reales Leben im Deutschland und im Italien der Nachkriegszeit werden vom Verfasser nicht thematisiert. Stattdessen wird vielfach in langen Anmerkungen Handbuchwissen reproduziert und der darüber hinausgehende, eigenständige Ertrag dieser Studie bleibt im Dunkeln: Ein ebenso interessanter wie inhaltsreicher Ansatz, der aber keine durchgreifende weiterführende Perspektive aufweist.⁹

III. NEUES ZUM FASCHISMUS ALS IDEOLOGIE, BEWEGUNG UND HERRSCHAFTSFORM?

Thomas Schlemmer und Hans Woller vom Münchener Institut für Zeitgeschichte zählen zu den führenden deutschen Vertretern einer einflussreichen Forschungsrichtung, die den Faschismus als eine Gattung betrachtet, die sich in ganz Europa und tendenziell darüber hinaus als Ideologie, soziale Bewegung und Herrschaftsform historisch beobachten und analysieren lasse. Es gebe »heute nur noch wenige Fachleute [...], die einen generischen Faschismusbegriff kategorisch ablehnen«, resümieren Schlemmer und Woller in der Einleitung zu ihrem Sammelband »Der Faschismus in Europa«, der aus einer Tagung über »Die faschistische Herausforderung. Netzwerke, Zukunftsverheißungen und Kulturen der Gewalt in Europa 1922 bis 1945« hervorging.¹⁰ Angesichts dieses von vornherein feststehenden Urteils wirken ihre beiden Leitfragen rhetorisch: »Kann man vom Faschismus überhaupt als allgemeinem Phänomen sprechen? Und: Wie weit trägt ein generischer Faschismusbegriff?« Auch verwundert es nicht, wenn die Herausgeber darauf verzichten, wissenschaftliche Gegner eines generischen Faschismusbegriffs heranzuziehen bei dem Unterfangen, »Fragen nach den historischen Wurzeln, nach der sozialen Basis, nach dem

9 Wenigstens anmerkungswiese sei auf den für eine sozialgeschichtliche Studie bemerkenswert sorglosen Umgang mit Zahlenangaben hingewiesen: Die gewichtige Behauptung, »Italien mobilisierte 1915 [...] über 5 Millionen Mann für den Krieg« (S. 188), ist sachlich falsch; diese Zahl gilt kumulativ für den gesamten Zeitraum von 1915 bis 1918. Falsche Zahlen- beziehungsweise Prozentangaben finden sich unter anderem in Anm. 285 auf S. 218, Anm. 320 auf S. 235 oder Anm. 223 auf S. 498.

10 *Thomas Schlemmer/Hans Woller*, Politischer Deutungskampf und wissenschaftliche Deutungsmacht. Konjunkturen der Faschismusforschung, in: *dies.* (Hrsg.), *Der Faschismus in Europa. Wege der Forschung* (Zeitgeschichte im Gespräch, Bd. 20), De Gruyter Oldenbourg, München 2014, 144 S., kart., 16,95 €, S. 7–16, Zitat: S. 12. Dieser Band enthält die theoretisch-methodischen Beiträge der Tagung, die empirischen sollen in einem separaten Band veröffentlicht werden.

Stellenwert von Ideologie und Programm sowie nach der gesellschaftlichen Funktion des Faschismus in Europa« zu erörtern (S. 8).

Folglich bilanzieren einige einschlägig ausgewiesene, durchweg männliche Forscher unterschiedlicher Generationen ihre Erkenntnisse. Roger Griffin reflektiert die Reichweite und Akzeptanz seiner von ihm selbst so genannten »berühmte[n] Faschismusdefinition«, die er in den Satz komprimiert: »Faschismus ist eine politische Ideologie, deren mythischer Kern in seinen diversen Permutationen eine palingenetische Form von populistischem Ultra-Nationalismus ist« (S. 17).¹¹ Fernando Esposito erörtert das Verhältnis von Faschismus und Moderne: Der Faschismus, selbst ein paradigmatischer Ausdruck der Moderne, habe im Zusammenhang einer seit dem späten 19. Jahrhundert gesamtgesellschaftlich zu konstatierenden intensiven Sehnsucht nach Ordnung eine neue, mythisch grundierte Ordnung mit Ewigkeitsanspruch, eine alternative Moderne schaffen wollen.¹² Espositos Erkenntnisinteresse richtet sich dabei primär auf den Faschismus als ideengeschichtliches Phänomen und auf seine Gemeinschaft stiftenden Narrative. Dagegen betont Sven Reichardt mit seinem praxeologischen Ansatz die Erlebnisdimension des Faschismus, die Bedeutung eines Kults des Willens und der Gewalt unter den sich primär als Tatmenschen begreifenden Faschisten.¹³ Diese Züge hätten auch das faschistische und das nationalsozialistische Regime gekennzeichnet mit ihren polykratischen und netzwerkartigen Herrschaftsstrukturen und ihrer permanenten Mobilisierung und Radikalisierung. Reichardt verweist darüber hinaus auf die Bedeutung wechselseitiger transfer- und beziehungshistorischer Verflechtungen zwischen den verschiedenen faschistischen Bewegungen, die, »gerade im Bereich der Repressionspolitik, zu Überbietungs- und Radikalisierungsprozessen führen« konnten (S. 85). Emilio Gentile schließlich skizziert die Bedeutung des Mythos vom »neuen Menschen« für die faschistische Herrschaft in Italien.¹⁴ Der Versuch Mussolinis, durch die ständige Propagierung dieses am Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs orientierten Leitbilds eine neue italienische Nation zu schaffen, habe den Charakter eines totalitären Experiments getragen, sei aber spätestens angesichts der Herausforderungen, die die Beteiligung Italiens am Zweiten Weltkrieg mit sich brachte, an seine Grenzen gestoßen. Die angestrebte anthropologische Revolution sei gescheitert; der »neue Mensch« habe nie das Licht der Welt erblickt. In den weiteren Beiträgen befasst sich Robert Paxton mit den Konzepten von Kultur und Zivilgesellschaft im Hinblick auf die Erforschung des Faschismus – er hält die Mehrzahl der kulturalistischen Studien zum Thema für wenig hilfreich –, Martin Baumeister prüft skeptisch die Ansätze, den Faschismus als politische Religion zu begreifen – das führe in vielerlei Aporien, sei von begrenztem Nutzen und taue nicht zum leitenden Forschungsparadigma –, und Maurizio Bach plädiert für eine intensive Nutzung des Idealtypus der charismatischen Herrschaft zur Erklärung der Phänomene Hitler und Mussolini, ihres Aufstiegs und ihrer Regime.¹⁵

Die Beiträge sind insgesamt als Resümee des Forschungsstands anregend. Zweifel und Bedenken im Hinblick auf die Notwendigkeit, die Tragfähigkeit und den Nutzen eines generischen Faschismusbegriffs, der über Griffins denkbar rudimentäre Definition hinaus-

11 Roger Griffin, Palingenetischer Ultrationalismus. Die Geburtswehen einer neuen Faschismusdeutung, in: ebd., S. 17–34.

12 Fernando Esposito, Faschismus und Moderne, in: ebd., S. 45–58.

13 Sven Reichardt, Faschistische Tatgemeinschaften. Anmerkungen zu einer praxeologischen Analyse, in: ebd., S. 73–88.

14 Emilio Gentile, Der »neue Mensch« des Faschismus. Reflexionen über ein totalitäres Experiment, in: ebd., S. 89–106.

15 Robert O. Paxton, Kultur und Zivilgesellschaft im Faschismus, in: ebd., S. 35–44; Martin Baumeister, Faschismus als »politische Religion«, in: ebd., S. 59–72; Maurizio Bach, Mussolini und Hitler als charismatische Führer. Was kann Max Webers Modell der charismatischen Herrschaft zur Erklärung der Dynamik faschistischer Bewegungen beitragen?, in: ebd., S. 107–122.

reichen würde, räumen sie nicht aus. Das gilt schon angesichts der Bemerkung verschiedener Autoren, der Faschismus sei heterogen und wandelbar (Griffin, S. 18), ein »in sich selbst fluide[s] Phänomen« (Esposito, S. 55), »nicht monolithisch und homogen«, sondern »voller Gegensätze und Widersprüche«, mit sich wandelnden Mythen in verschiedenen Ausprägungen (Gentile, S. 106), er habe eine Metamorphose durchgemacht (Schlemmer/Woller, S. 143).¹⁶ Definitionen des Faschismus primär als Ideologie oder als soziale Praxis lassen sich nicht leicht miteinander vereinbaren; als faschistisch definierte Bewegungen mögen sie einiges miteinander gemein haben, die faschistische Herrschaft in Italien und die nationalsozialistische im Deutschen Reich könnten gleichwohl durch erhebliche Unterschiede charakterisiert sein. Thomas Schlemmer und Hans Woller versuchen etwai- gen Aporien gleichsam präventiv zu begegnen, indem sie ihr Ungenügen an einer »minimalistischen« Faschismusdefinition im Sinne Griffins zum Ausdruck bringen und ihr einen gewissermaßen maximalistischen, wenngleich bislang nicht vollständig ausgearbeiteten Ansatz entgegenhalten: Sie erheben den Nationalsozialismus zum Kern des Faschismus und erklären Rassismus und Antisemitismus, eine unerhörte Radikalität und Gewaltbereitschaft, totalitäre Herrschaft, »Imperialismus und Krieg, Gewalt und Judenmord« zu »den eigentlichen Signaturen des Faschismus« (S. 12f. und 124). Dabei irritiert ein eigentümlich triumphaler Gestus. Bemühungen, den generischen Faschismusbegriff »aus dem Verkehr zu ziehen«, seien »gescheitert«: »Nationalsozialismus, italienischer Faschismus und die anderen verwandten Bewegungen sind näher zusammengedrückt; die alten Schlachten sind geschlagen und entschieden« (S. 12–14). Es sei dahingestellt, ob es zu den Aufgaben der Geschichtswissenschaft gehört, Schlachten zu schlagen und Siege zu feiern; vielmehr muss es darum gehen, immer erneute Arbeitshypothesen und Interpretationsangebote zu erstellen und diese wiederum zur Diskussion zu stellen; auf mehr als vorläufige und *fragwürdige* Ergebnisse ist dabei kaum Anspruch zu erheben. Die von Schlemmer und Woller zur Schau gestellte Selbstgewissheit hinsichtlich vermeintlich endgültiger Resultate geisteswissenschaftlicher Arbeit wirkt jedenfalls befremdlich und erweckt eher den Eindruck, über mögliche Einwände solle von vornherein hinweggegangen werden, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

In das Zentrum ihrer maximalistischen Faschismusinterpretation rücken Schlemmer und Woller seit mehr als einem Jahrzehnt den Komplex Rassismus und Antisemitismus, die »in der faschistischen Welt [...] ein gemeinsames Wesensmerkmal darstellten. Faschismus ohne Rassismus und Antisemitismus gab es nicht. Rassismus und Antisemitismus waren keine nationalsozialistische Eigenart, sondern vielmehr die Essenz des europäischen Faschismus in seiner Epoche« (S. 144; vgl. S. 126). Das bleibt für mehr als eineinhalb Jahrzehnte des italienischen Faschismus weiterhin fraglich, eines Faschismus, dessen zentrale programmatische Dokumente bis weit in die 1930er-Jahre hinein von Antisemitismus frei blieben und der viel von Nation und Staat, kaum jedoch von Rasse sprach. Sven Reichardt, der Schlemmer und Woller zu sekundieren geneigt ist und ebenfalls betont, »dass auch der italienische Faschismus antisemitische und rassistische Züge trug«, räumt gleichwohl ein, erst »seit 1935/36 [...] näherte sich der italienische Faschismus in seiner rassistischen Gesellschaftspolitik dem NS-Regime an« (S. 82), und Emilio Gentile hebt hervor, dass »der Faschismus den Rassismus erst nach der Eroberung Abessinien 1936 in den Kanon seiner wichtigsten ideologischen Prinzipien aufnahm« (S. 97). Eine wesentliche methodisch-definitive Aporie eines maximalistischen Faschismusverständnisses im Sinne Schlemmers und Wollers liegt auf der Hand: Sofern man dem italienischen Faschismus mindestens in seiner Entstehungsphase und in den 1920er-Jahren, ja bis 1936/38 insbesondere den rassistisch begründeten Antisemitismus als prägendes Merkmal abspricht

16 Thomas Schlemmer/Hans Woller, *Essenz oder Konsequenz? Zur Bedeutung von Rassismus und Antisemitismus für den Faschismus*, in: ebd., S. 123–144.

– und das erscheint weiterhin angebracht –, dann fällt er aus dieser maximalistischen Definition heraus. Der Faschismus würde dann kein Faschismus mehr sein. Schlemmer und Woller möchten diesen Schluss vermeiden, indem sie primär im Hinblick auf die Person Mussolinis nach weit zurückreichenden Spuren rassistischer und antisemitischer Gesinnung suchen. Im Folgenden wird auf die grundsätzliche Problematik zurückzukommen sein.

Einige weitere Fragen, die nicht zuletzt die an sich begrüßenswerte Einbeziehung einschlägiger Phänomene in Kroatien, Rumänien und Ungarn durch Schlemmer und Woller betreffen, seien wenigstens angedeutet: Über die definitorischen Grundmerkmale Imperialismus, Krieg, Gewalt und Judenmord hinaus präzisiert Reichardt, der Faschismus sei »auf außenpolitische Expansion und völkische Vernichtungskriege angelegt« gewesen (S. 85). War das faschistische Italien auf völkische Vernichtungskriege ausgerichtet, hat es sie gar geführt? Hatte es den Judenmord im Visier? War das grauenhafte Ustaša-Regime in Kroatien imperialistisch? Waren es rumänische Faschisten oder war es nach deren faktischer Ausschaltung die königliche Militärdiktatur des Marschalls Ion Antonescu, die Rumänien 1941 in den Krieg führte und an der Seite der deutschen Verbündeten die Ermordung Hunderttausender Juden betrieb? Organisierten die radikal antisemitischen, doch bis Oktober 1944 politisch im Abseits stehenden Pfeilkreuzler 1944 die systematische Ermordung der ungarischen Juden oder war es die deutsche Besatzungsmacht? Verstanden sich aktiv Juden mordende Pfeilkreuzler als »Faschisten« oder als Nationalsozialisten? Wenn in diesen drei Staaten eine tief reichende antisemitische Grundierung der jeweiligen Gesellschaften existierte, so verlief deren Transformation in aktiven Völkermord oder in Beihilfe zu ihm unter national ganz unterschiedlichen Bedingungen und auf separaten Wegen, deren Analyse letztlich primär den nationalstaatlichen Rahmen respektieren muss und zu sehr differenzierten Ergebnissen gerade hinsichtlich der Rolle des Deutschen Reiches und Italiens, aber auch der jeweiligen nationalen »faschistischen« Bewegungen gelangen wird: Der Rekurs auf »eine Überwindung nationaler Schranken, ja auf eine Überwindung des Nationalismus im Zeichen von Rassismus, Rassenlehre und Rassereinheit«, die Schlemmer und Woller dem europäischen Faschismus andichten möchten (S. 144), verfehlt die Wirklichkeit der von den »Faschisten« unterschiedlicher Herkunft gepflegten nationalistischen Idiosynkrasien, die letztlich ein dauerhaftes einträchtiges Miteinander der Anhänger unterschiedlicher Faschismen ausschlossen. Das stellte gerade der verächtliche Umgang der deutschen Rassisten, der Nationalsozialisten – sofern man sie denn überhaupt unbedingt einer faschistischen Gattung zuordnen möchte –, mit den Vertretern anderer als faschistisch definierter Bewegungen durchgehend unter Beweis.

Der Osteuropahistoriker Stefan Plaggenborg unternimmt in einem originell anmutenden Ansatz den Versuch, die kemalistischen, faschistischen und sozialistischen Diktaturen in der Türkei, Italien und der Sowjetunion im Zeitalter der Weltkriege miteinander zu vergleichen.¹⁷ Es handele sich um einen auf Funktionszusammenhänge bezogenen Vergleich dreier Regime, die aus dem Ersten Weltkrieg und seinen Folgen hervorgegangen seien, eine »entfernte Verwandtschaft« miteinander aufgewiesen und drei alternative Entwürfe einer besseren Zukunft angeboten hätten. Dabei steht die Türkei durchgehend im Zentrum von Plaggenborgs Interesse. Das kemalistische Regime habe – anders als die Diktaturen Mussolinis oder Wladimir Iljitsch Lenins und Josef Stalins – »dem Land eine demokratische, freiheitliche und rechtsstaatliche Entwicklung« eröffnet und es in eine weithin gelungene Modernisierung geführt (S. 11f.), ohne dabei eine barbarische Diktatur zu errichten oder sich dauerhaft auf maßlose Gewaltanwendung zu stützen. Die Konzentration auf einen in Ankara angesiedelten Blickwinkel solle die Frage klären helfen, wo »der Ort der türkischen Geschichte in seiner Verbindung mit der Geschichte Europas im 20. Jahrhundert«

17 *Stefan Plaggenborg*, *Ordnung und Gewalt. Kemalismus – Faschismus – Sozialismus*, Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2012, 433 S., geb., 59,95 €.

zu suchen sei (S. 13). So untersucht Plaggenborg in thematisch gegliederten Kapiteln die Regime, ihre jeweilige Entstehungsgeschichte und ihre Führer, ihr Verhältnis zu den vorherrschenden Religionen und insbesondere das Maß an Gewalt und Menschenvernichtung, das sie kennzeichnete. Dabei werden die Verhältnisse in Russland von dem Kenner der Materie oft nur gestreift und die in Italien anhand ausgewählter Titel der Forschungsliteratur charakterisiert, während der Verfasser versucht, dem Kemalismus intensiver nachzuspüren und eine Darstellung mit eigenen Akzentsetzungen zu erarbeiten; auch insofern ist dieser Vergleich asymmetrisch. Der Leser erfährt vielerlei verstreute Einsichten und begegnet mitunter überraschenden Urteilen oder köstlichen Bonmots – es handelt sich zweifellos um ein ungewöhnlich gedankenreiches Buch –, und doch bleibt er am Ende ratlos: Kommen schon die einzelnen Kapitel ohne vergleichende und resümierende Zusammenfassungen aus, so endet auch das gesamte Buch unvermittelt ohne jeglichen Versuch, die Ergebnisse zu erörtern, zu systematisieren oder schlicht zusammenzufassen; Plaggenborg gibt keinerlei Hinweis auf Resultate seines Vergleichs oder auf Schlüsse, die daraus zu ziehen wären. Antworten auf die eingangs gestellten Fragen bleiben aus. Das ist nicht bloß enttäuschend und verfehlt den eigentlichen Sinn einer vergleichenden Studie, es lässt darüber hinaus den Gedanken aufkommen, Plaggenborg sei mit seinem Ansinnen gescheitert und habe letztlich keinen Weg gefunden, seine Erkenntnisse plausibel zu kontextualisieren.

Was erfahren wir aus Plaggenborgs Versuch über den Faschismus? Es bestehe ein »eigenartiges Verwandtschaftsverhältnis« zwischen Faschismus und Kommunismus: Insbesondere gelte es »zu begreifen, dass die Bolschewiki praxeologisch den Faschisten nahestanden, sie an Gewaltintensität aber noch bei weitem übertrafen« (S. 64 und 246–249); »einen unmittelbaren Einfluss aus Moskau oder Ankara auf die Faschisten in Italien« habe es jedoch »nicht gegeben« (S. 127); der Kemalismus wiederum sei definitiv kein Faschismus gewesen (S. 165). Mit guten Argumenten wendet sich Plaggenborg gegen die Charakterisierung des faschistischen Regimes als charismatische Herrschaft. »Das ständige Wiederholen der Behauptung von der charismatischen Herrschaft klärt in der Sache nichts.« Bei näherem Hinsehen bleibe von diesem Idealtypus in der Wirklichkeit kaum etwas übrig als eine Mischung aus (Auto-)Suggestion und Zwang: »Alles ›Charisma‹ ist inszeniert.« Von Charisma könne keine Rede sein, das Problem sei »das diffuse Konzept der charismatischen Herrschaft« (S. 206–210). Der italienische Faschismus habe »etwas bisher nicht Dagewesenes« geschaffen, »indem er die Nation mit dem Sozialismus zu verschmelzen suchte, Nation und Klasse nicht mehr als polare Kategorien gesellschaftlicher Verfasstheit begriff und eine neuartige Form der Organisation von Staat, Gesellschaft und Individuum herzustellen trachtete«; der faschistische Staat sei mit dem Anspruch aufgetreten, die neue Nation zu schaffen und zu organisieren. Konkretes dazu sei Mussolini jedoch nicht eingefallen, und überhaupt sei »der Faschismus in erster Linie keine Ideologie« gewesen, »sondern praktisch, und in seiner Praxis ziemlich unideologisch« (S. 103–105). An anderer Stelle präzisiert Plaggenborg: »für die italienischen Faschisten und Mussolini gilt, dass ein Programm ein Stück Papier darstellte, an das man sich nicht zu halten brauchte. Politik hieß für Mussolini Aktion; sie bedeutete das Lavieren zwischen den Lagern.« Er habe sich durch die Fähigkeit ausgezeichnet, »Positionen rasch zu wechseln und sich programmatisch nicht zu binden. Es zählten die Aktion, die Bewegung und die Führer« (S. 174f.). Es bleibt unerfindlich, wie das mit der Behauptung zu vereinbaren ist, »heute besteht kein Zweifel mehr an dem expansionistischen Programm des Mussolini-Regimes« (S. 266), während sich Plaggenborg dann an anderer Stelle wieder der nüchternen Einschätzung der italienischen Historikerin Patrizia Dogliani anschließt, was sich Mussolini von der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg erhofft habe, seien »ein leichter Sieg, ein gewachsenes internationales Prestige, neue Territorien und Ressourcen, ein verstärkter Konsens im Innern«

gewesen (S. 342). Solche Widersprüche in der Interpretation kennzeichnen die eklektizistische Herangehensweise des Verfassers in einem weitgespannten Forschungsfeld.

Am ehesten fruchtbar für weitere Forschungen erscheinen die von Plaggenborg aufgegriffenen Überlegungen zu den Wandlungen einer faschistischen Praxis der Gewalt: Bereits der frühe Faschismus in seinem Bewegungsstadium sei von einer extremen Gewaltbereitschaft und -anwendung geprägt gewesen – von 1919 bis 1922 habe Gewalt geradezu den Inhalt der faschistischen »Politik« ausgemacht, einer Politik, der es im Übrigen an Programm und Richtung gefehlt habe; Faschismus und Gewalt seien gleichsam Synonyme gewesen. Die anfänglich primär gegen Sachen gerichtete, auf Einschüchterung zielende Gewalt sei dabei rasch auch umfassend zu pogromartiger, gegen Menschen gerichteter Gewalt in Form von gut organisierten Überfällen mutiert (S. 243–246). Zur entscheidenden Frage erklärt Plaggenborg nun das Problem, wie Mussolini nach seinem Regierungsantritt mit dem Potenzial und der Routine von Gewalt umgegangen sei, die der faschistischen Bewegung nun einmal eigen gewesen seien, die aber der Stabilisierung des Regimes seit 1924/25 hinderlich sein mussten: Sie seien nach außen abgeleitet worden. »Nach der Konsolidierung ihrer Herrschaft« in Italien minderten die Faschisten »die Gewalt nach innen, schworen ihr aber nicht ab, sondern externalisierten sie – mit katastrophalen Folgen für die Opfer« – und betrieben »den rassistischen kolonialen Massenmord« (S. 253; vgl. auch S. 264f.). Dieses gleichsam sozialimperialistische Modell mag zur Erklärung der expansionistischen Tendenzen des faschistischen Regimes beitragen, allerdings bedarf es ebenso weiterer Erörterung und vor allem empirischer und quellengesättigter Erforschung wie die von Plaggenborg unhinterfragt übernommene Vorstellung, das Königreich Italien habe Mitte der 1930er-Jahre in Äthiopien nicht bloß »einen Kolonialkrieg« begonnen (S. 266), der sich »rasch zu einem Vernichtungsfeldzug« entwickelt habe (S. 268); vielmehr habe Mussolini einen »rassistischen-geozidalen Krieg [...] gegen Abessinien« geführt (S. 328), in dem die italienischen Truppen »Formen der Vernichtung« exekutiert hätten und der in den Zusammenhang »der ethnischen Säuberungen und des Genozids im 20. Jahrhundert« einzuordnen sei (S. 275). Vielleicht würde es zur Differenzierung beitragen, hier eher an die pogromartigen Gewaltexzesse des frühen Faschismus anzuknüpfen oder auch an die kolonialen Traditionen und Verwaltungsmuster des königlich-italienischen Heeres. Stefan Plaggenborg sollte darüber hinaus zur Klärung der Sache die in seinem lesenswerten Buch hervortretende notorische Scheu vor präzisen Definitionen überwinden.

IV. BENITO MUSSOLINI UND DER ITALIENISCHE FASCHISMUS – UND IHRE VERFLECHTUNG MIT DEM NATIONALSOZIALISTISCHEN DEUTSCHLAND

Zusammenfassende und interpretierende Gesamtdarstellungen des italienischen Faschismus von einigem Umfang, die gleichzeitig die zum vertieften Verständnis des Gegenstands notwendige Unterfütterung mit Daten und Fakten darbieten, sind in deutscher Sprache weiterhin rar. Wolfgang Altgeld scheut den Aufwand einer wissenschaftlichen Monografie und legt die Resultate seiner jahrzehntelangen einschlägigen Lehrtätigkeit stattdessen in Form einer im Wortlaut verschriftlichten Vorlesung über das faschistische Italien vor, die er in letzter Fassung 2015/16 an der Universität Würzburg hielt.¹⁸ Sie bietet einen sich durchweg auf der Höhe der Forschung bewegenden und gewichtigen grundsätzlichen Kontrapunkt zu Auffassungen, wie sie etwa von Schlemmer und Woller oder von dem Schweizer Historiker Aram Mattioli¹⁹ vertreten werden. Schon einleitend stellt Altgeld klar, dass er

18 *Wolfgang Altgeld*, Vorlesung – Das faschistische Italien, Verlag minifanal, Bonn 2016, 333 S., kart., 15,90 €.

19 Vgl. zu Mattiolis Interpretationsansätzen *Behring*, Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung, S. 370–373 und 383–385.

italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus »nicht in einer Dimension zu begreifen vermag«. Die »Bezeichnung des Nationalsozialismus als deutscher Faschismus« bedeute »dessen Verharmlosung« und verlängere bloß »einen Irrtum [...], aufgrund dessen die singuläre barbarische Entschlossenheit der nationalsozialistischen Führung schon von den meisten gegnerischen Zeitgenossen vor und noch lange nach der Machtergreifung Hitlers verkannt worden ist«. Dagegen seien »der deutsche Nationalsozialismus und der sowjetrussische stalinistische Bolschewismus in mancherlei Beziehung einander ähnlicher gewesen [...] als Nationalsozialismus und italienischer Faschismus«. Das bedeute nicht, dass italienischer Faschismus und Nationalsozialismus nicht als »lohnende Objekte empirischer historiographischer Vergleichung« dienen könnten und »etliche Gleichartigkeiten« zu erkennen seien, wie ja auch insgesamt die deutsche und die italienische Geschichte seit 1789 zwar nicht »von Parallelitäten bestimmt erscheinen, wohl aber etliche wichtige, wesentliche Vergleichbarkeiten (also nicht: Gleichartigkeiten) aufweisen« (S. 10–12). Doch habe es »den Faschismus im Sinne Mattiolis und seines Lagers eben nicht gegeben [...], vor allem keinen deutschen Faschismus«. Und man müsse »den Faschismus wirklich nicht schön reden«, hält Altgeld den Insinuationen insbesondere Mattiolis entgegen,

»um auf einer begriffsscharfen Unterscheidung von Faschismus und Nationalsozialismus: von faschistischer und nationalsozialistischer Repression, faschistischem und nationalsozialistischem Rassismus, faschistischem und nationalsozialistischem Krieg, von Mussolini und Hitler, Duce und Führer zu beharren« (S. 303f.).

Auf der Grundlage dieser Prämissen analysiert Altgeld in neun jeweils als »Vorlesung« firmierenden Kapiteln klar gegliedert und in schnörkelloser, gut lesbarer Sprache die Geschichte des italienischen Faschismus als Bewegung und Regime von seinen geistigen Vorläufern und Wegbereitern der Vorweltkriegszeit und dem politischen und sozioökonomischen, durch den Ersten Weltkrieg massiv verschärften Krisensyndrom des überkommenen liberalen Systems bis hin zur Geschichte Italiens im Zweiten Weltkrieg und zu zwei Epilogen über die radikalfaschistische, in ihren Handlungsspielräumen durch die deutsche Besatzungsmacht jedoch extrem eingeschränkte Italienische Sozialrepublik von Salò 1943 bis 1945 und über die Nachgeschichte des Faschismus in Italien, dessen Wiederkehr nicht zu erwarten sei. Als Leitmotive von Altgelds Darstellung des italienischen Faschismus dienen die Offenheit seiner historischen Entwicklung und die Bedeutung von Kontingenz: So habe es sich in der Bewegungsphase von 1919 bis 1922 um »eine ziemlich theorieleose Kampfbewegung« gehandelt (S. 38); ihr Führer Benito Mussolini habe sich nicht an Programmen orientiert, sondern Taten gefordert und schlicht die Regierung übernehmen wollen (S. 59). Zum Zeitpunkt von Mussolinis Regierungsantritt im Herbst 1922 sei »die zukünftige Entwicklung der italienischen Politik« nicht nur aus der Sicht der Zeitgenossen »ganz offen« gewesen, auch Mussolini selbst und seine faschistischen Führungsspitzen hätten nicht »über so etwas wie ein einigermaßen geklärtes und erkennbares Konzept zur Errichtung einer faschistischen Diktatur, geschweige denn einer totalitären Diktatur« verfügt (S. 71f.). Erst die keineswegs zielbewusst herbeigeführte Regierungskrise nach der Ermordung des sozialistischen Oppositionspolitikers Giacomo Matteotti im Juni 1924 habe den zunächst eher unsicher, schwächlich und zögerlich agierenden leitenden Minister Mussolini, nicht zuletzt aufgrund der mangelnden Entschlusskraft gesellschaftlicher Gegenkräfte, dazu geführt, seit 1925/26 zielbewusst ein auf ihn persönlich zugeschnittenes Diktaturregime zu errichten. Dabei habe trotz aller Bemühungen zur institutionellen Absicherung dieser Herrschaft, die sich vor allem durch den Vorrang des Staats vor der Partei und letztlich durch die Verstaatlichung des Faschismus und die Sistierung seiner revolutionären Ambitionen ausgezeichnet habe (S. 88–97), das Regime Mussolinis durchgehend »auf einem störungsfreien Kompromiss mit der Krone und dem auf den König

vereidigten Militär, [...] mit der Kirche, des Weiteren mit den Industriellen und Großgrundbesitzern und dem Bildungsbürgertum beruht« (S. 95).

Altgeld betont die prekäre Mittlerposition Mussolinis zwischen den alten Eliten und der faschistischen Partei ebenso wie »die Grenzen von Mussolinis Macht«, die trotz einer ins Absurde gesteigerten Kumulation von staatlichen Ämtern und Funktionen und einer damit verbundenen scheinbar grenzenlosen Machtfülle des italienischen Diktators nicht zu übersehen seien. Insbesondere verweist Altgeld darauf, »dass der *Stato totalitario*, der totale Staat des Duce zwar eine ideologische, aber keine politische Realität gewesen ist« (S. 140 und 122; vgl. auch S. 209). Das faschistische Regime habe

»keineswegs auch nur annäherungsweise jene Dimensionen des systematischen Terrors, der systematischen Verfolgung und Ausrottung wirklicher oder auch nur vermeintlicher politischer Feinde erreicht [...], welche das zeitgenössische und das historische Erscheinungsbild der tatsächlich totalitären Systeme der bolschewistisch-stalinistischen Sowjetunion und des Dritten Reichs so wesentlich mitgeprägt haben beziehungsweise für alle Zeit mitbestimmen werden«.

Mussolinis Italien sei in dieser Perspektive sogar hinter dem Erscheinungsbild anderer zeitgenössischer autoritärer Regime zurückgeblieben, etwa der jugoslawischen Königsdiktatur, dem Metaxas-Regime in Griechenland, Franco-Spanien oder Vichy-Frankreich (S. 181). Der insofern analytisch eher als autoritär denn als totalitär einzustufenden faschistischen Herrschaft, die in Altgelds Interpretation mehr auf Konsens als auf – gezieltem, aber eng begrenztem – Terror beruht (S. 139f.) und dem alten und neuen Mittelstand als seiner wichtigsten sozialen Basis einiges zu bieten gehabt (S. 167) habe, attestiert Altgeld etwa eine kulturpolitische Heterogenität ohne vereinheitlichende politische Linie, die intellektuelle und künstlerische Freiräume gelassen und insbesondere der durchweg privaten Filmindustrie viele Wege geöffnet (S. 142–144) habe, sowie eine Wirtschafts- und Sozialpolitik, die in den 1930er-Jahren zu »einer spürbaren Verbesserung der Lebenssituation in breiten Schichten« geführt habe (S. 174): Der Faschismus habe Züge einer gesellschaftlich und wirtschaftlich modernisierenden Herrschaft aufgewiesen, und Wolfgang Altgeld kann sich »mit der Interpretation des faschistischen Regimes als eine Italien modernisierende Entwicklungsdiktatur durchaus anfreunden«, vor allem »insofern es zahlreiche Institutionen beziehungsweise Verhaltensmuster etabliert hat, welche das Erscheinungsbild des italienischen Wirtschaftslebens bis heute mitbestimmen« (S. 160).²⁰ Ja, die überproportionalen Investitionen »in die Verbreiterung und Intensivierung des industriellen Sektors und in die Erweiterung und Verbesserung der agrarischen Anbauflächen« seien »unter den historischen Bedingungen Italiens vielleicht nur in einer Diktatur und vermutlich nur in einer solchen Diktatur möglich« gewesen (S. 174f.) – hier bleibt allerdings die notwendige gedankliche Überprüfung von Alternativen auf der Strecke, Skepsis erscheint angebracht.

Ähnlich meinungsfreudig präsentiert sich Altgeld im Hinblick auf die umstrittenen Aspekte der faschistischen Außenpolitik und des Antisemitismus. Mussolini habe zwar über außenpolitische Ideen verfügt, nicht jedoch über ein zusammenhängendes Programm; erst die Aufnahme der radikalnationalistischen »Associazione Nazionale Italiana« (ANI) in den PNF 1923 habe dem Faschismus überhaupt so etwas wie eine konsistente, überwiegend jedoch an die traditionelle Diplomatie und Zielsetzung des Königreichs Italien angelehnte außenpolitische Orientierung verschafft. Mussolinis außenpolitische Visionen hätten zwar »auch Partikel einer großen machtpolitischen Idee« enthalten, zunächst jedoch primär der innenpolitischen Mobilisierung der Massen und der inneren Integration der

20 Auch *Dipper*, *Ferne Nachbarn*, S. 159 und 335, bescheinigt »Mussolini energische Anstrengungen zur Industrialisierung des Landes« und dem italienischen Faschismus »in mancher Hinsicht das Gesicht einer Entwicklungsdiktatur« beziehungsweise »Züge einer Entwicklungsdiktatur«.

wachsenden faschistischen Bewegung gedient. Der zeitweilige revisionistische Aktionismus der 1920er-Jahre sei bloße Prestigepolitik gewesen, wesentlich auf die innenpolitische Wirkung berechnet und Ausdruck eines eher ziellosen, binnengerichteten integralen Nationalismus (S. 215–217; vgl. auch S. 33–39). Noch die von Mussolini persönlich autorisierte »Doktrin des Faschismus« aus dem Jahr 1932 habe außenpolitisch alle Optionen offengelassen (S. 120f.). Erst während der 1930er-Jahre sei das Streben zur Veränderung des europäischen Status quo handlungsleitend geworden: Mit der Politik des *peso determinante*, des entscheidenden Gewichts Italiens in der Waage der europäischen Großmachtspolitik, hätten Mussolini und sein zeitweiliger Außenminister Dino Grandi die Interessengegensätze zwischen dem aufstrebenden Deutschen Reich und den Westmächten zugunsten der eigenen Großmacht- und Expansionsbestrebungen ausnutzen wollen. Vor allem der diplomatische Konflikt mit Großbritannien im Zusammenhang des italienischen Angriffs auf das Völkerbundmitglied Äthiopien 1935/36 habe Mussolini den Westmächten, von deren Regierungen er sich hintergangen und enttäuscht wähnte, entfremdet und auf den Weg einer zögerlichen, nicht primär ideologisch motivierten außenpolitischen Annäherung an das Deutsche Reich und das NS-Regime geführt. Doch erneut betont Altgeld die Offenheit der historischen Situation: Auch in der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre hätten die für die italienische Außenpolitik Verantwortlichen einschließlich Mussolinis und seines nunmehrigen Außenministers Galeazzo Ciano »weder im einzelnen noch insgesamt schon eine irreversible Abkehr von der Pendelstrategie des *peso determinante* zwischen den Westmächten und dem Dritten Reich, anders gesagt: eine definitive Entscheidung für die deutsche Seite« vollzogen. Insbesondere habe Mussolini nicht zielbewusst auf einen großen Krieg hingearbeitet, vielmehr habe er noch 1938 die Rolle eines Mediators, »des europäischen Friedensmachers zwischen den Weltkriegsverbündeten [sc. Frankreich und Großbritannien] und dem neuerdings befreundeten Deutschen Reich Adolf Hitlers« bevorzugt, als solcher »umjubelt von seinen Italienern« (S. 250f.). Dazu gesellt sich der mehrfache Hinweis auf die Umsteuerung der Staatsausgaben nach dem ungeheuren Aufwand für die militärischen Aktionen in Äthiopien und in Spanien, sodass gerade 1938/39 eine deutliche Senkung der Ausgaben für Rüstung und Militär zugunsten einer dezidierten Erhöhung der sozialpolitischen Leistungen zu beobachten war (S. 168 und 234). Das spricht ebenso wenig für die Vorstellung, das faschistische Regime habe einen europäischen Krieg entfesseln wollen, wie die Tatsache, dass die königliche Armee und Marine weder über eine konzise Militärdoktrin verfügten noch über einen auch nur fragmentarischen Kriegsplan einschließlich einer ergänzenden Ressourcen- und Rüstungssteuerung (S. 234 und 255). Mussolinis Entscheidung zum Eintritt in den Krieg im Juni 1940 erfolgte in der Annahme, der deutsche Sieg über Frankreich sei für die weitere Entwicklung Europas wegweisend und die »dekadenten« westlichen Demokratien befänden sich unwiderruflich auf der Verliererstraße, sie lag in der Konsequenz von durch die zunehmende Eingeleisigkeit der italienischen Diplomatie entsprechend verengten Handlungsspielräumen (S. 258–262); dennoch war sie nicht zwangsläufig und bewegte sich auf dem Untergrund vollständiger strategischer und rüstungswirtschaftlicher Improvisation. Im Übrigen erschien Mussolinis Außenpolitik über fast zwei Jahrzehnte hinweg durchaus rational und berechenbar: »Anders als Hitler spielte Mussolini vor 1940 [...] nie Vabanque, nie alles oder nichts« (S. 220).

In ähnlich traditionalistischer Weise geht Altgeld mit dem Problem des faschistischen Rassismus und Antisemitismus um. Im Einklang mit der neueren Forschung benennt er einen Zusammenhang mit den afrikanischen Kriegen des Königreichs Italien: In den Jahren 1923 bis 1931 sei zur gewaltsamen Unterwerfung Libyens ein »rücksichtsloser Kolonialkrieg« mit mutmaßlich 100.000 einheimischen Todesopfern geführt worden, in dem sich seit 1928 insbesondere der königliche Marschall Pietro Badoglio als verantwortlicher Scharfmacher hervorgetan habe (S. 224f.). Auch den Eroberungskrieg in Äthiopien

– ebenfalls von Generalstabschef Badoglio militärisch geleitet – schildert Altgeld nüchtern als »rücksichtslos«; vor allem sei er nach den Siegesmeldungen des Jahres 1936 »als brutaler, massenmörderischer Unterdrückungskrieg der Sieger« weitergeführt worden (S. 230f. und 237f.). Allerdings gehört Altgeld nicht zu denen, die im italienischen Krieg gegen Äthiopien einen faschistischen Vernichtungskrieg erkennen möchten. Doch habe die Kriegführung in Afrika seit 1935/36 und anschließend in Spanien 1936 bis 1939 den Hintergrund geliefert für eine umfassende Radikalisierung des Regimes, in deren Rahmen auch die Mitte der 1920er-Jahre sistierten radikalfaschistischen und entsprechend motivierten jüngeren Kräfte an Bedeutung für die weitere Entwicklung der faschistischen Herrschaft gewonnen hätten. Insbesondere habe die afrikanische Eroberung »bis dahin höchst marginale rassistische Ideen« mobilisiert, die dann auch im Hinblick auf die seit 1936 zunehmende Annäherung des Regimes an das nationalsozialistisch regierte Deutsche Reich Raum gewonnen hätten (S. 236). Im Zuge der Verwaltung der afrikanischen Territorien »mischten sich nun biologische Elemente in den kulturellen italienischen Begriff der Rasse«. Die »somit losgetretene Volks- als Rassenfrage« sei im Oktober/November 1938 in die antisemitische Kampagne des Regimes und das anschließende antijüdische Gesetzesdekret eingemündet (S. 239f.). An dieser Stelle beharrt Wolfgang Altgeld allerdings entgegen einer verbreiteten Tendenz der gegenwärtigen Forschung darauf, das Gesetz vom 17. November 1938 habe »mit den Traditionen des Faschismus« und »mit seiner Verwirklichung seit 1919« gebrochen. Bis über die Jahreswende 1937/38 hinaus habe es keinen Faschisten von Rang gegeben, »der den Antisemitismus als möglicherweise bedeutsames, gar zentrales Thema der faschistischen Ideologie und Politik gesehen und behandelt hätte«. Gelegentliche judenfeindliche Anwendungen seien einer christlichen oder linken antikapitalistischen Tradition entsprochen.

»Der Faschismus indessen in allen seinen Hauptströmungen war weder judenfeindlich noch gar antisemitisch: Er war radikalnationalistisch, genauer gesagt: radikal italienisch, und als Italiener und Faschist war jeder willkommen, der nach Sprache, Kultur und politischem Willen an der Herrlichkeit Italiens mitbauen wollte.«

Das alles gelte auch für Mussolini, in dem Altgeld keinen rassistischen Antisemiten zu erkennen vermag, der vielmehr den Antisemitismus willkürlich als Instrument zur Radikalisierung eines ihm zu schlaff und ermüdet erscheinenden Regimes eingesetzt habe und das später »als einen seiner großen politischen Fehler bezeichnet« haben soll, der sich bis 1938 mit zahlreichen jüdischen Mitarbeitern und Beratern versehen und nicht zuletzt eine beträchtliche Anzahl von jüdischen Flüchtlingen aus dem Deutschen Reich in sein Land aufgenommen habe. Teile der gegenwärtigen Forschung dagegen hätten »sich doch zu sehr auf das konzentriert, was auf die Dekrete des Novembers 1938 vorausweist, sie hat dadurch die Verhältnisse bis ins Jahr 1938 verzerrt – teils getrieben von dem Motiv, die These einer erheblichen Verschiedenartigkeit von Faschismus und Nationalsozialismus an einem wesentlichen Punkt zu entkräften«, einer tatsächlichen Verschiedenartigkeit, die sich nicht zuletzt im Verhalten der italienischen Juden gespiegelt habe, »für die der Faschismus eben deshalb etwas ganz anderes war als der Nationalsozialismus« (S. 240–243). Im Übrigen habe das Verhalten weiter Teile der italienischen Bevölkerung im Angesicht der deutschen Verfolgungsorgane seit der Besetzung der nördlichen und mittleren Teile des Landes im September 1943 erwiesen, »wie sehr die mit den Rassegesetzen von 1938 beabsichtigte soziale Ghettoisierung der Juden misslungen war. Einzelne Italiener, Dörfer und Stadtviertel, Geistliche und Klöster und andere Institute verbargen ihre und von anderswoher geflüchteten Juden, manchmal über anderthalb Jahre«, oder »verhalfen ihnen zur Flucht ins schon befreite Süditalien« (S. 245f.).

Es ist bemerkenswert und wichtig, dass Wolfgang Altgeld mit solchen richtigen Einsichten eine fundamentale Gegenposition zu der sich selbst zur Orthodoxie erhebenden

Gruppierung um Hans Woller und Thomas Schlemmer aufrechterhält und untermauert, und es ist zu wünschen, dass Altgeld seine Interpretation – die sich in vielem an den Nestor der italienischen Faschismusforschung Renzo De Felice anlehnt (S. 320) – in einer umfassenderen, mit den nötigen Anmerkungen und einem wissenschaftlichen Apparat versehenen Monografie ausbaut. Was Altgelds Darstellung trotz inhaltlicher und interpretatorischer Divergenzen mit anderen einschlägigen Studien verbindet, ist die erstaunliche Konzentration auf die Rolle Benito Mussolinis, eines Mannes, dessen widersprüchliches Bild schon in den zeitgenössischen Schilderungen nicht zugunsten einer Vereinheitlichung aufzulösen sei. Altgeld spricht von einem beratungsresistenten Menschenverächter und Realitätsverweigerer, der mit seinen zahlreichen inhaltlich leeren, banalen Reden eher als erfolgreicher denn als großer Redner zu werten sei, der zum Ideologen oder Programmatiker nicht getaugt und seine Politik ohne weltanschaulich abgeleitete doktrinaire Fixierung betrieben habe, eine über einen langen Zeitraum realistische, pragmatische, opportunistische (insbesondere Außen-)Politik »in den Normalhorizonten damaligen europäischen Politikverständnisses« – er sei bis zuletzt unfähig gewesen, »die starre programmatische Fixierung Hitlers und deren rassenideologische Triebkraft zu begreifen« (S. 110–120), was zur Erklärung von Mussolinis fatalen politischen Fehlentscheidungen seit 1936 beitragen mag. Problematisch wird die Konzentration auf einen Mann gleichwohl spätestens dann, wenn Altgeld im Einklang mit der faschistischen Propaganda und Selbstdarstellung Ansätze zu einer »Totalidentifikation von Faschismus und Mussolini« zeigt (so S. 88): Mindestens die jahrzehntelange Diskussion um die Rolle Adolf Hitlers im NS-Staat muss die Einsicht fördern, dass auch Benito Mussolini weder alles allein gedacht und getan haben noch das faschistische Regime ohne eine Fülle von Funktionären und (Mit-)Handelnden ausgekommen sein kann, ohne deren Wirken ein Diktaturregime nicht über gut zwei Jahrzehnte Bestand haben konnte.

Gleichwohl konzentrierte sich die deutschsprachige Forschung zuletzt stark auf Benito Mussolini. Wolfgang Schieder erstellt ein knappes Porträt, dessen Akzent auf der Frage liegen soll, »ob es über die eklatanten Umbrüche im Leben Mussolinis hinweg eine biografische Kontinuität gegeben hat, die seinen politischen Lebensweg erklären kann«. ²¹ Die Beantwortung der Frage gelingt Schieder nicht; er verfolgt sie nicht systematisch, geht vielmehr gar nicht weiter darauf ein. Als erhellend erweisen sich am ehesten Schieders einleitende Überlegungen zum »Profil eines Diktators«: Von seiner Herkunft her ein politischer Außenseiter, habe Mussolini seinen Aufstieg in erster Linie sich selbst verdankt, weil er, mit journalistischer Begabung und politischer Durchsetzungsfähigkeit ausgestattet, seine Chancen entschlossen zu nutzen wusste und »im Umgang mit anderen eine beispiellose Rücksichtslosigkeit mit einem ausgeprägten taktischen Geschick« verbunden habe. Als Maßstab seines politischen Handelns müsse man »seinen persönlichen Machtinstinkt ansehen, von dem er sich immer bedenkenlos leiten ließ«.

»So gut wie alle seiner überraschenden politischen Volten, aber auch seine häufig krassen Fehlentscheidungen und die zahlreichen politischen Verbrechen, derer er sich als faschistischer Diktator schuldig gemacht hat, sind letztlich weder auf spontane Eingebungen noch auf ideologische Vorgaben, sondern auf sein persönliches Machtstreben zurückzuführen. Mussolini handelte als Politiker so selbstbezogen, daß er alles nur seinem persönlichen Nutzen unterordnete.«

Nach Überwindung seiner Anfänge als revolutionärer Sozialist habe sich Mussolini auf keinerlei politische Programme festlegen lassen. »Die ideologische Unbestimmtheit wurde [...] zu seinem politischen Markenzeichen.« Auch nach seinem Regierungsantritt als Ministerpräsident habe er sich »nicht eindeutig auf ein klar erkennbares faschistisches

21 Wolfgang Schieder, Benito Mussolini (C.H. Beck Wissen, Bd. 2835), Verlag C.H. Beck, München 2014, 128 S., kart., 8,95 €, Zitat: S. 8.

Programm« eingelassen; bezüglich ideologischer Rechtfertigungen für seine sich ab 1925 entwickelnde persönliche Diktatur könne man höchstens »von einer nachgelagerten Ideologie sprechen«. Ideologische Positionsbestimmungen seien »zu keinem Zeitpunkt auf eine elaboreierte Weltanschauung hinausgelaufen«; der Duce sei »alles andere als ein vorausschauender politischer Denker« gewesen. Mussolini habe sich »eines ideologischen Eklektizismus« bedient, der ideologische Elemente »mehr oder weniger synkretistisch miteinander verband« und »unterschiedliche, häufig durchaus widersprüchliche Auffassungen gleichzeitig« vertrat. Das alles erscheint ohnehin von geringer Relevanz, denn »im Zentrum seines politischen Denkens stand von Anfang an die Gewalt, die er als höchste Form der Politik ansah« (S. 16–18). Als einen überzeugten, gar rassenideologisch motivierten Antisemiten mag sich Wolfgang Schieder Benito Mussolini folgerichtig nicht vorstellen: Diesen »Judenfeindschaft ergab sich vielmehr aus der praktischen Politik, d. h., seine antisemitische Wende von 1938 war situativ, nicht intentional bedingt« (S. 89).

Aktionismus, Machtstreben und Gewaltverherrlichung eines Individuums, das noch dazu – für einen bekennenden Sozialhistoriker ein merkwürdiges Urteil – von einer »angeborenen Brutalität« gekennzeichnet gewesen sei (S. 10), als wesentliche Erklärungen für eine über zwanzig Jahre währende diktatorische Herrschaft? Viel mehr hat Schieder tatsächlich nicht zu bieten, auch er setzt letztlich auf die Evidenz von Kontingenzen. 1918/19 begegnen wir einem orientierungslosen Mussolini, der auf der Suche nach einer Aufgabe ohne politisches Konzept durch die Nachkriegszeit irrte (S. 30–32), im Sommer 1922 einem auf die Erringung der Macht fixierten, aber weiterhin ratlosen Parteiführer, dem letztlich erst ein gescheiterter Generalstreik der Sozialisten die entscheidende Chance verschaffte (S. 38). Seitdem als Regierungschef auf Machterhalt und -sicherung als Selbstzweck bedacht, beruhte sogar Mussolinis im Zuge der Matteotti-Krise erst durch das Drängen radikaler Kräfte in der Partei unausweichlich erscheinender Entschluss, den Weg in die offene Diktatur einzuschlagen, Anfang 1925 auf einer »Augenblicksentscheidung, die zwar letztlich langgehegten politischen Wunschvorstellungen Mussolinis entsprach, von ihm aber nicht zielstrebig herbeigeführt worden ist«: »Mussolini hatte mit Sicherheit keine konkreten Vorstellungen davon, wie seine Diktatur aufgebaut werden und wie sie am Ende aussehen sollte« (S. 49f.). Bei der institutionellen Ausgestaltung dieser Diktatur verließ sich Mussolini auf seinen aus der nationalistischen Bewegung stammenden, in nationalkonservativ-bürgerlichen Kreisen wohlgelittenen Justizminister Alfredo Rocco (S. 54–56), wie es dem Duce ohnehin nicht an beflissenen Mitarbeitern ermangelte, die ihm im Sinne Ian Kershaws »entgegengearbeitet« hätten (S. 48), die Mussolini aber auch nach Willkür und Belieben jederzeit auszuwechseln geneigt war. So entstand ein prekäres und nie ganz stabiles, laut Schieder als »diarchisch« zu bezeichnendes Herrschaftssystem, in dem sich der »permanent um Ausgleich zwischen den antagonistischen Trägern seiner Diktatur« bemühte Mussolini weder allein auf die alten Eliten und die Organe des traditionellen Verfassungssystems der Monarchie noch ausschließlich auf die Monopolpartei des Faschismus gestützt und darüber hinaus durch ständigen Appell an die Bevölkerung um deren Konsens gewonnen und dadurch ein charismatisches Element der Herrschaftssicherung hinzugefügt habe (S. 59). Es habe sich um einen »eigentümlichen Herrschaftskompromiß« gehandelt, »nie um eine autokratische Alleinherrschaft«, vielmehr um »eine politisch eingeschränkte Diktatur« (S. 22f.).

Leider verliert Schieders Darstellung im Anschluss an die Analyse von Mussolinis Herrschaftssystem zunehmend den roten Faden. Die eingangs gestellte Aufgabe, Mussolinis »Allianz mit Hitler« als »eine Entscheidung, die sich nahezu zwangsläufig aus der fragilen Konstruktion seiner Diktatur ergab«, zu interpretieren (S. 8), vermag Schieder nicht stringent und überzeugend zu bearbeiten – was in der Sache begründet liegen mag, denn so einfach lagen die Dinge nicht. Ausgehend von der These, Mussolini habe »die Existenz

seiner persönlichen Diktaturherrschaft ursprünglich an seine eigenständigen militärischen Siege geknüpft«, dann diese Siege mit der Rückendeckung Hitlers zu erringen gehofft und sich deshalb seit 1936 in ein außenpolitisches Bündnis mit ihm begeben und schließlich »auch den Weiterbestand seiner Diktaturherrschaft daran geknüpft« (S. 71), verheddert sich Schieder in einer wirren und konzeptlosen Darstellung faschistischer Außen- und Kriegspolitik. Die für den Charakter und das Funktionieren des faschistischen Herrschaftssystems entscheidende Frage, warum es Mussolini gelang, sein Land 1940 in den Krieg gegen die Westmächte zu führen, obwohl dieser Entschluss nicht nur in der Bevölkerung und in den traditionellen Eliten, im Königshaus und im Militär unpopulär war, sondern auch »die Mehrheit der zur faschistischen Führungsclique gehörenden Parteiführer [...] hektisch nach einem Weg« suchte, im Krieg »neutral bleiben zu können« (S. 93), stellt sich Schieder nicht. Es sei Mussolini »wiederum nur um seine eigene Person und die Erhaltung seiner diktatorischen Stellung« gegangen (S. 96). Zu derartiger Oberflächlichkeit und einem Mangel an analytischer Präzision gesellen sich nun mehr und mehr teils gravierende sachliche Fehler, an denen das Büchlein ohnehin nicht arm ist.²² Ein Fazit fehlt.

Hans Woller legt eine weitere, etwas umfangreichere Biografie Benito Mussolinis vor.²³ Die in plakativer Sprache vorgetragene Ziele seines Unterfangens stellt Woller von vornherein außer Zweifel. Laut Klappentext geht es um Mussolinis Rassismus und Antisemitismus und um die »Schreckensbilanz« seines Regimes, »die den Atem stocken lässt«. Die gedanklich und formal dünne, in der Sache gerade einmal drei Seiten umfassende Einleitung enthält bereits eine Reihe von bedenklichen Urteilen, die einer Überprüfung kaum standhalten (S. 9f.): die Einordnung Francisco Francos in die Gattung der »kleineren faschistischen Teufel«, die vermeintliche Zielsetzung Mussolinis, »eine neue supranationale Zivilisation mit neuen Menschen zu begründen« – allein das Wort »Zivilisation« sollte Woller übrigens im Sinne seines kritischen Ansatzes zu denken geben – oder die Vorstellung, im Rahmen der »Achse« Berlin-Rom hätten Faschisten und Nationalsozialisten den »in der neueren Geschichte einzigartige[n] Versuch unternommen, zwei Staaten und zwei Regime zu synchronisieren und auf Krieg zu trimmen« – die gesamte Realgeschichte dieses Bündnisses zeugt davon, dass beide Seiten sich zu keiner Zeit ernsthaft darum bemühten, und von einer »konzertierten Zerstörungskraft« konnte schon deshalb keine Rede sein, weil beide Mächte bindende politische Planungen und militärische Absprachen konsequent scheuten. Woller bemüht sich, eine eingängige Sprache zu finden, die nicht selten mit den Geboten wissenschaftlicher Sachlichkeit in Konflikt gerät: »Nackte Brutalität und Aggressivität steckte[n!] gleichsam in den Genen der Faschisten. Man roch sie förmlich, wenn die Milizen durch die Straßen zogen und ihre nur mühsam bezähmte kriegerische Virilität demonstrierten« (S. 75) – das mag schön formuliert sein, es dürfte gleichwohl schwierig oder aber zumindest aufwendig werden, das anhand von authentischen Quellen zu belegen. Problematischer wird die Neigung zu personalisierenden Schlagzeilen in journalistischer Manier, wenn Mussolini (der »nie in Abessinien gewesen« ist: S. 121) am 3. Oktober

22 Eine Auswahl: Datierung des italienisch-österreichischen Waffenstillstands vom 3./4. November 1918 auf den 11.11.1918 (S. 31); »eigens eingerichtete Konzentrationslager« für die überlebende Zivilbevölkerung zerstörter Siedlungen in Äthiopien existierten nicht (S. 68); Mussolini hatte 1936/37 keineswegs »in Frankreich und Großbritannien allen Kredit verloren« (S. 77); Italien hatte 1939 in Griechenland keinen Krieg geführt (S. 93f.); eine »französische Kapitulation« war 1940 nicht erfolgt (S. 94f.); die Wehrmacht griff im April 1941 nicht »von Albanien aus« gegen Griechenland ein (S. 98); entgegen Schieders Darstellung kämpften schon 1941 italienische Truppen im Krieg gegen die Sowjetunion (S. 99); ein im Literaturverzeichnis aufgeführtes Buch »Wolfgang Altgeld, Benito Mussolini (1883–1945). Duce des Faschismus und Diktator Italiens, Stuttgart 2009« existiert nicht.

23 Hans Woller, Mussolini. Der erste Faschist. Eine Biografie (Diktatoren des 20. Jahrhunderts), Verlag C. H. Beck, München 2016, 397 S., geb., 26,95 €.

1935 in Abessinien einmarschiert (S. 140), und dem mit der Sprache nationalsozialistischer Mörder vertrauten Leser stockt dann tatsächlich der Atem, als der »Führer« 1937 seinem Staatsgast Mussolini »mit fast rührender Aufmerksamkeit« eine »Sonderbehandlung« zuteilwerden lässt (S. 181).

Mussolini soll also als »Imperialist«, als »Rassist und Antisemit« vorgestellt werden. So lauten auch die Überschriften zweier Kernkapitel, und diese Begriffe sollen offenbar die erkenntnisleitende Fragestellung des Großessays liefern. Dabei kennt Woller seinen Untersuchungsgegenstand wirklich zu gut, um ihn nicht gleich eingangs als »so schwer fassbare[n] Mann« zu beschreiben (S. 7) – »auf der sicheren Seite ist man bei ihm [...] nie« (S. 85). Und so durchzieht eben die für Benito Mussolini charakteristische Unbestimmtheit in Haltung und Zielsetzung auch Hans Wollers Band: »Mussolini wusste selbst nicht, wo er stand und was er wollte« – 1914 (S. 56); »war ratlos und verzweifelt« – 1919/20 (S. 70); hatte »keine klare Vorstellung von der eigenen und der Zukunft seiner Bewegung«, »und er hatte auch auf viele andere Fragen keine Antwort. Er fuhr gleichsam auf Sicht und hielt sich alle Optionen offen«, war »alles andere als der große Ideengeber und Strategie« – 1921 (S. 73f.). Mussolini zeigte sich im Vorfeld seines Regierungsantritts als »unruhiger, wankelmütiger Taktiker, dem in entscheidenden Momenten regelmäßig die Nerven einen Streich spielten« – Woller traut ihm 1922 nicht einmal die »gerissene Doppelstrategie« zur Ergreifung der Macht zu, die andere in sein tatsächliches Zaudern hineininterpretiert hätten (S. 83).²⁴ Nach der Regierungsübernahme lag »alles Weitere [...] im Dunkel der Zukunft. Für den Aufbau einer faschistischen Diktatur gab es weder ein Vorbild noch ein Rezept« (S. 92); während der Matteotti-Krise verhielt sich Mussolini wiederum zögerlich, schwankend und unentschlossen, bis er erst unter dem »erpresserischen Druck« von Hardlinern in seiner Partei zu handeln begann (S. 101f.); »ein konkretes Programm« ergab sich auch aus seinen frühen Überlegungen zur Außenpolitik nicht (S. 123), und noch 1936 »wusste« Mussolini selbst, »dass sein außenpolitischer Kurs alles andere als kohärent zu nennen war« (S. 176). Wollers Fazit zu Mussolinis außenpolitischer Zielsetzung im Sommer 1939 lautet: »Niemand wusste mehr, woran man mit ihm war. Mussolini sagte einmal dies und einmal jenes« (S. 192).

Das trifft nun in der Tat den Kern im Gebaren eines Mannes, der ständig im kleinen Kreis und in der Öffentlichkeit vor sich hin bramarbasierte, der endlos redete und schrieb, dessen politisches Denken aber ohne Konsistenz blieb und ohne langfristiges Ziel auskam, der vielmehr – hier erscheint Schieders Erklärungsansatz plausibel – allein auf den eigenen Machterhalt ausgerichtet war und der insofern etwas Condottierehaftes an sich hatte, inklusive der ihm bewussten, ständig drohenden Möglichkeit seines Scheiterns aufgrund politischer Fehlkalkulationen im Gewirr diplomatischer Fallstricke. Doch Hans Woller gibt sich mit diesem Interpretationsangebot nicht zufrieden. Die Notwendigkeit, Mussolini und sein Regime in das selbst geschaffene Prokrustesbett einer maximalistischen Faschismusdefinition einzufügen, lässt das nicht zu. Der »Imperialist« also: Gewiss zählte Imperialismus zu den Kernelementen faschistischer Ideologie und Außenpolitik. Doch Woller befindet es nicht für nötig, diesen Schlüsselbegriff seiner Darstellung zu definieren oder näher zu erläutern, und irgendeine Art von imperialistischem Programm Mussolinis vermag er nicht herauszuarbeiten, weil es eben nicht existierte. Vielmehr spekuliert Woller darüber, ob Mussolini bereits als junger Mann auf »Rache« für Adua bedacht war – die 1896 erlittene Niederlage italienischer Truppen im Kampf gegen Äthiopien – und »von Eroberungen in der Ferne träumte«. Der Mussolini des Ersten Weltkriegs, der das Trentino und Südtirol, Dalmatien und Istrien, ja die Hegemonie an der Adria und Albanien im Blick hatte,

24 Woller geht mit keinem Wort darauf ein, dass er selbst Mussolini noch unlängst diese »ebenso simple wie perfide Doppelstrategie« zugeschrieben hatte: *Hans Woller*, *Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 91.

ist für Woller »der Imperialist«, der früher auf den Plan getreten sei als der Faschist (S. 121) – obwohl Mussolini damals nichts anderes als die traditionellen Ziele italienischer Nationalisten verfolgte und damit gleichzeitig in den Reihen derer zu verorten ist, die den Risorgimento als Reichseinigung im Sinne Giuseppe Mazzinis zu vollenden meinten und für Italien den Status einer vollberechtigten Großmacht erstrebten. Expansionismus ohne konkretes Programm (S. 122f.), brutale Kolonialkriege in Afrika (S. 124f. und 138–148), revisionistische Vorstöße zur begrenzten Veränderung des Status quo in Europa (S. 125f.), Bemühungen zur Unterwanderung anderer Staaten und Paralleldiplomatie im faschistischen Sinne (S. 126–130): Das alles subsumiert Woller in additiver Manier unter seinen unreflektierten Leitbegriff eines mussolinischen Imperialismus, während er die relativ konventionelle Außenpolitik des Königreichs Italien in den 1920er- und 1930er-Jahren kaum einer Erwähnung für wert erachtet.

Dann wird die Argumentation doch entschlossener und ersinnt aus Mussolinis »Andeutungen und Ankündigungen« – auf Quellen greift Woller an dieser Stelle nicht zurück – »das noch ganz vage Projekt einer gespenstisch ausgreifenden Expansion, das sich neben dem Balkan auch auf den Mittelmeerraum, den Nahen Osten und auf Afrika bezog und erst Anfang der 1940er Jahre festere Konturen gewann« (S. 130). Anfang der 1940er-Jahre? An anderer Stelle wacht Woller aus seinen eigenen Träumen auf und stellt sachlich richtig fest, Italiens Krieg sei im Winter 1940/41 faktisch verloren gewesen, »Mussolinis Imperium [...] binnen weniger Monate unter der Last des Mehrfrontenkrieges zusammengesackt« (S. 216). Tatsächlich muss Woller den wenigen einschlägigen Quellen, die überhaupt Einblick in die Fragmente von Mussolinis außen- und expansionspolitischen Vorstellungen zu geben vermögen, buchstäblich Gewalt antun, um sie seiner verfehlten Behauptung anzupassen, Mussolinis »Beutegier [...] folgte klaren strategischen Plänen« (S. 204): Mussolinis dem Faschistischen Großrat in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar 1939 vorgelegter Bericht zählt seit Jahrzehnten zu diesen Schlüsseldokumenten, die trotz ihrer Vagheit immer wieder herangezogen werden, wenn es gilt, ein vermeintliches Expansionsprogramm des italienischen Diktators zu konstruieren. Darin sprach der Duce von der Gefangenschaft Italiens im Mittelmeer und symbolisch von den Barrieren, den Gitterstäben des Gefängnisses, in dem Italien eingeschlossen sei – Korsika, Tunesien, Malta, Zypern –, von den Wachtposten Gibraltar und Suez sowie von der – schon lange vor Errichtung des faschistischen Regimes bestehenden – Aufgabe, die Gitterstäbe zu zerbrechen und der Losung zu folgen, in Richtung Ozean zu marschieren, da nur eine ozeanische Anbindung die für den Großmachtstatus Italiens notwendige geostrategische Unabhängigkeit sicherstellen werde. Wollers kurzschlüssige Paraphrase lautet: »Der Zeitpunkt sei nun gekommen, die Gitterstäbe herauszubrechen und die Freiheit der Ozeane zu gewinnen« (S. 187). Tatsächlich ist in dem Dokument weder von »Zeitpunkt« noch gar von »nun« die Rede. Im Gegenteil, Mussolini sprach eingangs seines Vortrags, der ungewöhnlicherweise zu den Akten des Großrats gegeben werden sollte – gleichsam als außenpolitisches Vermächtnis Mussolinis –, ausdrücklich von einer Richtlinie italienischer Außenpolitik auf kurze, lange, ja längstmögliche Sicht, wobei es auf kurze Sicht – Woller unterlässt hier jegliche Kontextualisierung – allenfalls darum gehen konnte, gegenüber Frankreich Positionsgewinne in Korsika, Tunesien oder Dschibuti zu erzielen, und zwar nach Möglichkeit auf dem Verhandlungswege und im Einverständnis mit der britischen Regierung. Eine Handlungsanweisung zu kriegerischer Expansion, noch gar einer zeitnah bevorstehenden, lässt sich aus Mussolinis Ausführungen nicht in seriöser Weise herauslesen. Selbst einen möglichen begrenzten Krieg mit Frankreich galt es Mussolini zufolge unbedingt bis mindestens nach dem Jahr 1942 zu vermeiden.²⁵ Im Übrigen liegen auch keinerlei Hinweise

25 Das Dokument findet sich gedruckt unter anderem bei *Renzo De Felice*, *Mussolini il duce*. II. *Lo Stato totalitario 1936–1940*, Turin 1996 (zuerst 1981), S. 321–325. Vgl. zur Interpretation

auf militärische Planungen vor, die sich gegen die britischen Positionen Malta, Zypern, Gibraltar oder Suez gerichtet hätten, und Mussolinis vage Vorstellungen zu einer etwaigen kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich blieben in merkwürdiger Weise auf die Defensive ausgerichtet.

Mit anderen Worten: Mussolinis hier und da verlaubliche Gedanken zu einem »Lebensraum im Süden« – bemerkenswerterweise erkennt Woller darin sogar »eine indirekte Antwort« auf »Hitlers Lebensraum im Osten« (S. 131), was erneut auf Mussolinis Eklektizismus und mangelnde Originalität verweist, ein dezidiertes eigenes Konzept oder gar Programm aber implizit verneint, im Übrigen auch einen Hinweis auf die Hintergründe des 1938 auf Mussolinis Weisung staatlich verordneten Antisemitismus zu geben vermag – waren zu keiner Zeit mehr als »Verstiegenheiten« (ebd.), »Traum«, »Visionen« oder »Symptome von Größenwahn« (S. 224), wie Woller selbst diagnostiziert. Sie fanden keinen Eingang in die operative Politik oder eine militärische und rüstungswirtschaftliche Planung. Die Landnahmen und Feldzüge Italiens seit 1939 folgten denn auch nirgends einem Plan, sie entsprangen der jeweiligen Situation und dem Kalkül Mussolinis, einerseits im Schatten der deutschen Siege *irgendwo* eigene Erfolge erzielen zu können, andererseits bei einer Neuordnung Europas nach dem deutschen »Endsieg« mitreden zu dürfen – das offenbar war noch die wesentliche Motivation für Mussolinis Entscheidung 1941, italienische Truppen am Krieg gegen die Sowjetunion zu beteiligen: Woller spricht erneut von »Beute gier« (S. 224), worin sich bei näherem Hinsehen sein Konzept von Mussolinis Imperialismus erschöpft. Dabei argumentiert Hans Woller im Einzelnen durchaus differenziert. Er entlarvt den Großsprecher Mussolini bei seinen außenpolitischen Aktionen 1939/40 als Zögerer und Zauderer, der im Vorfeld der 1939 gegen Albanien und dann 1940 gegen Griechenland gerichteten Unternehmen insbesondere von seinem Außenminister und Schwiegersohn Ciano geradezu zum Handeln getrieben worden sei, und der 1940 zwar in der Hoffnung auf territorialen Zugewinn Italien in den Krieg eintreten ließ, seine Truppen aber nicht wirklich kämpfen lassen wollte (S. 200). Ebenso nüchtern betrachtet Woller – in tendenziellem Widerspruch zu seiner Generalthese eines »faschistisch-nationalsozialistischen« Bündnisses von erheblicher Tiefenwirkung und Reichweite – das Verhältnis Mussolinis zu Adolf Hitler und zu den Deutschen:²⁶ »Der deutsche Führer war ihm ebenso unheimlich wie das deutsche Volk, das er im Ersten Weltkrieg am liebsten ausgelöscht hätte.« Er habe Hitler nicht über den Weg getraut und sei ihm mit konstantem Misstrauen begegnet (S. 177). Tief wurzelnde Zweifel und Bedenken gegenüber dem deutschen Diktator habe er nie abstreifen können (S. 182), die Deutschen angesichts der ihm bekannt gewordenen Verbrechen im besetzten Polen schlicht als »Bestien« bezeichnet (S. 199). Anders als Wolfgang Schieder weiß Woller auch um den »Verteidigungswall in den Alpen«, den Mussolini seit 1939 an der Nordgrenze erbauen ließ und der »sein Land vor dem mächtigen »Achsen«-Partner schützen sollte« (S. 183)²⁷ – alles andere als ein Beleg für die Kohärenz des deutsch-italienischen Bündnisses und angesichts der Ereignisse seit 1943 an sich ein kluges Unterfangen. Doch trotz aller Vorbehalte habe Mussolini Hitler schlicht gebraucht, weil sich

und Kontextualisierung ebd., S. 325–330 und 552, wo De Felice von einer Art Vermächtnis für die zukünftigen Generationen spricht.

26 Ein Sammelsurium einschlägiger Zitate und Paraphrasen aus Quellen, Memoiren- und Forschungsliteratur dazu liefert *Jobst C. Knigge*, *Angst vor Deutschland – Mussolinis Deutschlandbild* (Schriften zur Geschichtsforschung des 20. Jahrhunderts, Bd. 9), Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2015, 253 S., kart., 88,80 €.

27 Vgl. dazu ausführlich die instruktive und reich illustrierte Arbeit des Amateurhistorikers *Rolf Hentzschel*, *Der Alpenwall in Südtirol. Auf Spurensuche an Mussolinis Festungslinie*, Helios Verlags- und Buchvertriebsgesellschaft, Aachen 2014, 116 S., geb., 39,80 €. Das Projekt endete, wie so vieles in der faschistischen Herrschaft, als unbrauchbares Stückwerk.

seine »imperialistischen« Ziele »nur an der Seite der Deutschen erreichen ließen« (S. 177): Woller trägt de facto einiges zur Entmythisierung der »Achse« Berlin-Rom bei.

Benito Mussolini war offenkundig alles andere als ein systematischer Denker und ebenso unsystematisch, sprunghaft und letztlich ziellos wie in der Außenpolitik bewegte er sich auf den verschiedenen Feldern seiner Innen- und Gesellschaftspolitik. Woller interessiert hier unter dem Leitthema des mussolinischen Rassismus dessen Äußerungen zur Bevölkerungspolitik und zur Schaffung eines »neuen Menschen«. Doch ist es wenig erstaunlich, dass dazu ebenso wenig wie zur Außenpolitik zusammenhängende Überlegungen oder wegweisende Denkschriften aus Mussolinis Feder existieren, die als belastbare Schlüsseldokumente betrachtet und intensiv analysiert werden könnten. Woller zitiert stattdessen verstreute Fetzen aus Mussolinis Reden und Schriften – immer ohne jeden Kontext – und verweist auf einige wenige Titel der Forschungsliteratur, um weitreichende Thesen zu vertreten: Mussolinis Propagandasprüche und Parolen – von einer zielgerichteten operativen Politik kann man hier nirgends sprechen – zur Behebung des vorgeblichen demografischen Problems Italiens oder zu den scheinbaren Gefahren der Landflucht und der Urbanisierung, aber auch die von Woller nicht näher erörterte Sozialpolitik des faschistischen Regimes hätten »ganz im Zeichen der ›Verbesserung der Rasse‹« gestanden (S. 157f.; hier wie anderswo versteckt Woller seine Auffassungen gerne hinter Zitaten anderer Historikerinnen und Historiker). Statt Dokumente zu analysieren, wählt Woller zunehmend den Weg der Insinuation und der Mutmaßung, um einen Mussolini zu schaffen, der seinen Vorstellungen entspricht: »Hitlers Traum von der idealen Jugend hätte so oder ähnlich auch von Mussolini formuliert werden können« (S. 159). Von »Verfolgungs- und Ausgrenzungsmaßnahmen«, die sich gegen Homosexuelle, »Asoziale«, »Geistesranke«, »Landstreicher«, Prostituierte, Alkoholiker, Sinti und Roma oder Zeugen Jehovas gerichtet hätten – Woller entwirft hier ein Denkmodell, zu dem ihn offenbar die Zustände im Deutschen Reich und die dort diskutierten Vorarbeiten zu einem »Gesetz über die Behandlung Gemeinschaftsfremder« inspiriert haben, ohne dass im Falle des faschistischen Italien entsprechende Maßnahmen nachgewiesen würden –

»wäre es nur noch ein kleiner Schritt zu sehr viel weitergehenden Experimenten gewesen – zu Sterilisationen, zur Euthanasie und zur planmäßigen Menschenzüchtung [...]. Vieles spricht dafür, dass Mussolini sich nicht gescheut hätte, den letzten Schritt zu tun und radikale Eingriffe in den menschlichen Fortpflanzungsprozess zu befürworten, um seinen ›neuen Italiener‹ zu schaffen« (S. 160f.).

Nichts davon wird in Bezug auf Mussolini oder das faschistische Regime aus den Quellen belegt, und wenn Woller von »Hirngespinsten« spricht (S. 159), dann stellt sich die Frage, um wessen Hirngespinnste es sich handeln mag.²⁸ Woller versucht offenkundig, gemäß seiner absurden These, der Nationalsozialismus habe den eigentlichen Kern des »Faschismus« ausgemacht, Erscheinungen, die aus der Geschichte der nationalsozialistischen Herrschaft geläufig sind und die sie geprägt haben, auf den italienischen Faschismus zu übertragen, ohne doch entsprechende Nachweise liefern zu können. Kennzeichnend für die handwerkliche und methodische Fragwürdigkeit von Wollers Arbeitsweise ist ein Satz wie der folgende: »Ein ›neues Abessinien ohne Abessinier‹ – der Rassist Mussolini hatte durchaus solche irrwitzigen Vorstellungen« (S. 148). Jeglicher Beleg für diese Behauptung fehlt.

28 Vgl. die nüchterne Feststellung bei *Dipper*, Ferne Nachbarn, S. 179: »Wer [...] in Italien lebte und nicht ›jüdisch versippt‹ war – und das galt für nahezu hundert Prozent der Bevölkerung –, blieb von rassenpolitischen Repressionsmaßnahmen verschont, denn eine Politik der Zwangssterilisation lehnte Mussolini ab, von der Ermordung Kranker ganz zu schweigen.« Vgl. auch ebd., S. 198f.

In ähnlicher Weise spekuliert Woller über Mussolinis frühen Antisemitismus. Antijüdische Ressentiments – er »wird mit entsprechenden Vorurteilen bereits in seinem Elternhaus und in der katholischen Kirche in Berührung gekommen sein«; »in der Schule werden sich diese Dispositionen verstärkt haben« (S. 30): Hier bewegt sich Woller wirklich auf der Ebene des Gemunkels – fänden sich bei Mussolini »immer wieder. Wie fest sie 1908/09 saßen und wann sie rassistisch aufgeladen wurden, lässt sich nicht klären« (S. 31). Um eine scheinbare Kontinuitätslinie zu konstruieren, mutmaßt Woller dann völlig ohne Nachweis, Mussolinis eigener Beitrag zu den ideologischen Leitlinien des frühen Faschismus habe in dem Bewusstsein einer Gefährdung der »weißen Rasse« und der Notwendigkeit einer anthropologischen Revolution zur Schaffung neuer Menschen bestanden (S. 77f.). Den unleugbaren Mangel an einschlägigen Belegen, geschweige denn grundlegenden Dokumenten, versucht Woller durch sprachliche und gedankliche Kunststücke zu verschleiern. Das Ergebnis sind Sätze wie der folgende:

»Der Antisemitismus avancierte bereits in den zwanziger Jahren zu einem tragenden Pfeiler seiner [sc. Mussolinis] Ideologie, auch wenn das in der praktischen Politik noch nicht gleich zu erkennen war. Der neue Regierungschef hatte zunächst Wichtigeres zu tun – der Antisemit musste sich gedulden und still halten« (S. 164).

Zahlreiche Juden in der Faschistischen Partei, in verantwortlichen Regierungsämtern, selbst zwei Mussolini prägende Geliebte aus jüdischen Familien – nichts vermag Woller von seiner von vornherein feststehenden Interpretation abzubringen, Mussolini sei zeitlebens ein überzeugter Antisemit gewesen: In der Not müssen selbst Jahre und Jahrzehnte nach dem Tod des Diktators entstandene »Erinnerungen« seiner Verwandten als Zeugnisse erhalten. Dagegen verschweigt Woller, dass die 1932/33 unter persönlicher Verantwortung Mussolinis endlich mühsam erstellten weltanschaulichen Basisdokumente des Faschismus, als Doktrin und Philosophie des Faschismus auch in deutscher Sprache veröffentlicht²⁹, nicht den mindesten Hinweis auf einen faschistischen Rassismus oder gar Antisemitismus enthielten. Bis 1936/38 änderte sich nichts an den insgesamt dürren Indizien für Mussolinis anti-jüdische Tendenzen, die seit 1929 hier und da in sporadische willkürliche Handlungsanweisungen Eingang gefunden haben mögen³⁰, die jedoch auch weiterhin für die Politik der faschistischen Partei und des Regimes weder prägend noch handlungsleitend waren. Erst für das Jahr der antisemitischen Wende 1938 selbst vermag Woller dann eine Reihe von einschlägigen Zitaten Mussolinis zu liefern (S. 167–171), und zwar nur für das Jahr 1938: Ebenso wie vorher scheint sich Mussolini auch, nachdem er die rassistisch-antisemitische Gesetzgebung installiert und die entsprechende Begleitpropaganda veranlasst hatte, nicht mehr sonderlich für sein selbst geschaffenes jüdisches Problem interessiert zu haben.

Woller setzt sich mit abweichenden Auffassungen, die in der Forschung vertreten werden, im Rahmen dieser auf eine breite Leserschaft zielenden Biografie nicht auseinander. Das gilt selbst für seine eigenen früheren Schriften: Woller sah in Mussolini nicht immer den in der Wolle gefärbten Rassisten und Antisemiten, als den er ihn seiner Leserschaft nun vorführt. Aber er kümmert sich nicht darum, wie er Mussolini noch 2005 eingeschätzt hatte:

»Der faschistische Diktator kannte ursprünglich keine antisemitischen Ressentiments, sieht man von einigen weit verbreiteten Vorurteilen einmal ab, von denen auch er nicht frei war. Die Juden störten ihn zunächst weder in der Gesellschaft, noch in seiner eigenen Partei, in der sich lange Zeit niemand darum kümmerte, wie die Mitglieder es mit der Religion hielten. Mussolini fand auch nichts dabei,

29 *Benito Mussolini*, Der Geist des Faschismus. Ein Quellenwerk, hrsg. u. erl. v. *Horst Wagenführ*, 5., durchges. Aufl., München 1943 (zuerst 1933), S. 1–25.

30 Vgl. die Auflistung bei *Giorgio Fabre*, Mussolinis engagierter früher Antisemitismus, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 90, 2010, S. 346–372.

Juden mit verantwortlichen Regierungsämtern zu betrauen [...]. Mussolini äußerte sich widersprüchlich, hielt sich Hintertüren offen und enttäuschte so immer wieder gerade diejenigen, für die Antisemitismus und Judenpolitik nicht Instrument, sondern Selbstzweck war.«³¹

Solche richtigen Einsichten insbesondere in den willkürlichen und instrumentalen Charakter der antisemitischen Wende von 1938 scheint Woller nun von sich zu weisen.

Immerhin betont er im Hinblick auf Mussolinis »Judenpolitik« weiterhin, »anders als der Nationalsozialismus überschritt der Faschismus jedoch niemals die Grenze zum Mord« (S. 172, vgl. auch S. 234). Wollers Lust am Insinuieren, Mutmaßen, Spekulieren als wissenschaftlicher Methode hindert ihn aber daran, bei dieser Feststellung zu verharren: Mussolini »genierte sich nie, Mord und Brand zu befehlen«. Neben den Partisanen drohte dieses Schicksal vor allem den Juden, die in den annektierten und besetzten Gebieten nach 1941 besonderen Gefahren ausgesetzt waren« (S. 235) – es gelingt Woller tatsächlich auf nur zwei Seiten (S. 234f.), die italienische Besatzungsmacht am Beispiel Jugoslawiens ausdrücklich von der »Verfolgung und Ermordung der Juden« zu distanzieren und sie gleichzeitig mit dem Mord an den Juden zu belasten. Letzteres vermag er nur durch gezielte Desinformation zu leisten: Mussolini habe im Mai 1942 dekretiert, rund 1.000 Juden »sollten« aus den von Italien annektierten dalmatischen Küstengebieten ausgewiesen und den mörderischen Ustaša-Milizen übergeben werden, »was ihren sicheren Tod bedeutet hätte«; im August 1942 habe Mussolini einen Massenmord genehmigt, nämlich befohlen, »Juden kroatischer Herkunft, die sich in der italienischen Besatzungszone befanden, sollten sofort interniert und an die Deutschen beziehungsweise die Ustaša ausgeliefert werden«³²; Mitte Juli 1943 schließlich habe er »die Auslieferung der Juden aus Südfrankreich« befohlen (S. 236 und 239). Dass keiner dieser Befehle ausgeführt wurde und deshalb die überwiegende Mehrzahl der Betroffenen den deutschen und kroatischen Mördern entkommen ist, dass Mussolini selbst seine Genehmigung zur Auslieferung im Falle Kroatiens zwischenzeitlich wieder zurücknahm³³, das erfährt der Leser nur indirekt oder es wird ihm gar verschwiegen. Wie immer es 1942/43 um Mussolinis »Judenhass« (S. 237) bestellt gewesen sein mag – der Duce handelte jedenfalls nicht proaktiv:³⁴ Sein Lavieren angesichts der vom deutschen Bündnispartner erwarteten Kooperation sprach weiterhin nicht für einen ausgeprägten exterminatorischen Antisemitismus Mussolinis, sein Verhalten deutet eher auf Gleichgültigkeit und Desinteresse im Hinblick auf diese Problematik hin angesichts einer zunehmend verfahrenen Kriegslage, in der Mussolinis Herrschaft in Italien auf dem Spiel stand und die Stabilisierung des faschistischen Regimes seine ganze Aufmerksamkeit

31 *Thomas Schlemmer/Hans Woller*, Der italienische Faschismus und die Juden 1922–1945, in: VfZ 53, 2005, S. 165–201, Zitate: S. 176 und 189.

32 Der Grad von Mussolinis Entschlossenheit und die Qualität dieses »Befehls« sind in der Forschung durchaus umstritten. Vgl. etwa *Mark Mazower*, Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, München 2009 (zuerst engl. 2008), S. 369: »Im August 1942 bat Ribbentrop offiziell um italienische Hilfe, und Mussolini schien zuzustimmen und kritzelte ›nulla osta‹ (keine Einwände) auf das Memo, das er erhalten hatte.«

33 Vgl. etwa *Jonathan Steinberg*, Deutsche, Italiener und Juden. Der italienische Widerstand gegen den Holocaust, Göttingen 1992, S. 115f.; *MacGregor Knox*, Das faschistische Italien und die »Endlösung« 1942/43, in: VfZ 55, 2007, S. 53–92, hier: S. 63.

34 Vgl. dazu noch einmal *Mazower*, Hitlers Imperium, S. 370f.: »Es gibt keinen Hinweis darauf, dass der Duce in dieser Frage [sc. der Auslieferung von Juden im italienischen Herrschaftsreich an deutsche Stellen] eine feste Meinung hatte. Er klang gerne bestimmt, wenn er mit den Deutschen redete, wälzte aber in der Praxis die Last der Entscheidung meist auf seine Untergebenen ab. [...] die Abweisung von [sc. jüdischen] Flüchtlingen war eines, die Komplizenschaft an ihrer Vernichtung etwas anderes. Hier versuchte er eigene Entscheidungen zu vermeiden, vor allem solche, die seinen Spielraum einschränken und ihn immer enger an die Deutschen binden würden.«

erforderte. Und es bleibt festzuhalten, dass die Armeen des Königreichs Italien es nicht zu ihren Aufgaben zählten, Menschen aufgrund ihrer jüdischen Religion oder Abstammung zu ermorden oder ihren Mördern auszuliefern; sie wurden von Mussolini auch nicht nachhaltig dazu angehalten.

Wollers zweifelhafte Methodik im Umgang mit Mussolinis Äußerungen sei noch an einem weiteren Beispiel demonstriert: Angesichts des militärischen Fiaskos seiner Truppen im Kampf gegen Griechenland im Herbst 1940 habe Mussolini seine Luftwaffe

»aufgefordert [...], rücksichtslos aufs Ganze zu gehen: ›Alle Städte mit mehr als zehntausend Einwohnern müssen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht werden.« Ziel dieses ›bindenden Befehls‹ sei die ›systematische Zerstörung der urbanen Zentren Griechenlands‹, fasste er seine verbrecherische Order zusammen« (S. 215).

Was aus diesem Auftrag wurde, interessiert Woller nicht: Wurde er in entsprechende Einsatzbefehle umgesetzt? Wurden daraufhin die geforderten Kampfeinsätze geflogen? War die königliche Luftwaffe überhaupt willens und mit ihrem fliegenden Material in der Lage, urbane Zentren in Griechenland systematisch zu zerstören? Und welche Städte mit mehr als zehntausend Einwohnern wurden schließlich in den folgenden Wochen zerstört und dem Erdboden gleichgemacht? Welche Reaktionen rief der Oberkommandierende der italienischen Streitkräfte mit solchen kraftmeierischen Ausbrüchen bei seinen führenden Militärs hervor? Mit dem Versuch, solche Fragen zu beantworten, würden die wissenschaftliche Arbeit und die Kontextualisierung überhaupt erst anfangen. Woller verzichtet darauf, weil am Ende nichts als der folgenlose Wutausbruch eines machtlosen und zunehmend verzweifelnden Diktators übrigbleiben würde.

Es gibt weitere Anhaltspunkte, die wissenschaftliche Tragfähigkeit von Wollers Mussolini-Biografie mit Skepsis zu betrachten. Einerseits ist sein Umgang mit den Quellen zu nennen. Woller erhebt die Tagebücher von Mussolinis langjähriger Geliebter Clara Petacci zu einer Schlüsselquelle seiner Darstellung: Es handele sich um »ein einmaliges Dokument aus dem Arkan-Bereich der faschistischen Diktatur«, ja – erneut versteckt sich Woller hinter dem Zitat eines anderen Wissenschaftlers – »die ›echten [...] Tagebücher Mussolinis sind die Tagebücher der Petacci« (S. 210). Davon lässt Wollers Text jedoch nichts erkennen. Außer einigen reißerischen und anlässlich der Veröffentlichung des ersten Bandes der Tagebücher 2009 durchweg schon von der Tagespresse ausgeschlachteten Zitaten aus dem Jahr 1938, in denen Mussolini seinen gerade entdeckten antisemitischen Leidenschaften freien Lauf lässt (S. 167f.), hat diese Quelle offenbar nichts zu bieten, das irgendeinen relevanten Aufschluss über Wesen und Gestalt der faschistischen Herrschaft zu geben vermag. Dagegen scheint Woller den Tagebüchern Galeazzo Cianos nicht recht zu trauen. Sie zitiert er mitunter mit der Einschränkung »soll er [sc. Mussolini] gesagt haben« (so etwa S. 212 und 216). Zweifel hinsichtlich der Authentizität der Aufzeichnungen Cianos mögen angebracht sein, doch zum einen sollte Woller dieses Problem wenigstens diskutieren, zum anderen sollte er seine eigene Position zu dieser wirkmächtigen Quelle darlegen: Entweder Woller hält sie für authentisch und damit verwendbar oder er verwirft ihre Zuverlässigkeit und sollte dann ganz auf Zitate daraus verzichten, den Leser jedenfalls nicht durch ein distanzierendes »soll« im Unklaren lassen.

Andererseits arbeitet Woller im Sinne seines Ziels, eine »Schreckensbilanz« des faschistischen Regimes zu eröffnen, mit Zahlen von Todesopfern der italienischen Besatzungsherrschaft auf der Balkanhalbinsel, die keiner seriösen Nachprüfung standhalten. Es besteht kein Zweifel daran, dass italienische Soldaten in Teilen Jugoslawiens und Griechenlands im Zuge von Aktionen zur Bekämpfung von Partisanen oder »Banden«, im Sinne einer verfehlten Vorstellung von »Befriedung« oder auch zur vermeintlichen Selbstverteidigung der Besatzungsmacht in einer zunehmend unübersichtlich werdenden Gesamtlage Geisel-

erschießungen, Hinrichtungen, Massaker oder auch einfach Morde nicht zuletzt an unbeteiligten Zivilisten begangen haben, und dass es auch Befehle gab, all dies relativ planmäßig zu tun. Doch Wollers allein auf italienisches Handeln bezogene Behauptung, »250.000 Tote weist die Opferbilanz für das ehemalige Jugoslawien aus«, wobei es sich »um sehr vorsichtige Schätzungen« handele, lässt sich aus den vorhandenen Daten weder erweisen noch hochrechnen und ist einfach nicht plausibel. Woller übernimmt diese Zahl aus einem handwerklich wie methodisch äußerst fragwürdigen Aufsatz von Brunello Mantelli, der sie schlicht aus der Luft greift.³⁵ Auch im Hinblick auf Griechenland, wo »nach sehr vorsichtigen Schätzungen [...] 100.000 Menschen Opfer der italienischen Besatzungsherrschaft geworden« seien (S. 231), ist Zweifel gegenüber dieser bloßen Mutmaßung Wollers beziehungsweise Mantellis angebracht. Die verschiedenen Akte des italienischen Besatzungsterrors und der Partisanenbekämpfung geben solche Zahlen nicht her.³⁶ Und für die verheerende Hungersnot in Griechenland, deren Ausbreitung und Folgen Woller allein den Italienern anlastet (S. 230f.), war in erster Linie die deutsche Besatzungsmacht verantwortlich. Deutsche Instanzen jedenfalls plünderten ungehemmt und taten nahezu nichts für die Ernährung der griechischen Bevölkerung, während die selbst von Nahrungsmiteleinfuhren abhängigen Italiener sich im Rahmen einer chaotischen Besatzungspolitik nicht in der Lage zeigten, der Bevölkerung in ihrem Besatzungsgebiet wesentlich zu helfen. Es ist bezeichnend, dass aus der deutschen Führung einschlägige Zitate von ungeheurem Zynismus überliefert sind, wohingegen Vertreter der italienischen Regierung sich grundsätzlich hilfsbereit zeigten, aber mitansahen, wie die deutsche Seite im Land beschlagnahmte Vorräte verschleppte oder hortete und nichts tat, um mit den »Achsen«-Partnern konstruktiv zu kooperieren – von all dem möchte Woller nichts wissen, erneut fehlt jegliche Kontextualisierung.³⁷ Die Gesamtzahl der Hungertoten in Griechenland bleibt umstritten und schwankt zwischen »mit ziemlicher Sicherheit unter Hunderttausend« (Hagen Fleischer) und »rund 250.000 Menschen« (Mark Mazower) – ein niedriger Prozentsatz davon dürfte auf das Konto der italienischen Besatzungspolitik gehen. Nicht belastbaren Maximalschätzungen von vermeintlich durch italienische Truppen begangenen Tötungsdelikten und von ihnen zu verantwortenden Hungertoten in Griechenland sei die pointierte Warnung

35 Brunello Mantelli, Die Italiener auf dem Balkan 1941–1943, in: Christof Dipper/Lutz Klinkhammer/Alexander Nützenadel (Hrsg.), Europäische Sozialgeschichte. Festschrift für Wolfgang Schieder, Berlin 2000, S. 57–74, hier: S. 57f. Bereits die Anm. 2 dort auf S. 57 hat nichts mit dem Inhalt im Obertext zu tun, den sie belegen soll. Der zweite von Woller als vermeintlicher Beleg herangezogene Aufsatz von Amedeo Osti Guerazzi, »Schonungsloses Handeln gegen den bössartigen Feind«. Italienische Kriegführung und Besatzungspraxis in Slowenien 1941/42, in: VfZ 62, 2014, S. 537–567, führt solche Zahlenangaben – offensichtlich entgegen den Intentionen des Autors! – implizit ad absurdum. Auch die sorgfältige Studie von H. James Burgwyn, Empire on the Adriatic. Mussolini's Conquest of Yugoslavia 1941–1943, New York 2005, vermag Wollers Behauptung nicht zu stützen. Vgl. im Übrigen zur Gesamtproblematik bereits Behring, Italien im Spiegel der deutschsprachigen Zeitgeschichtsforschung, S. 384. Sanela Schmid bereitet gegenwärtig die Drucklegung ihrer Dissertation zur deutschen und italienischen Besatzung im Unabhängigen Staat Kroatien vor, in der sie plausible Überlegungen zu einer weitaus geringeren Zahl der von Italienern verantworteten Todesopfer in den besetzten Teilen Jugoslawiens anstellt.

36 Vgl. nur Hagen Fleischer, Im Kreuzschatten der Mächte. Griechenland 1941–1944 (Okkupation – Resistance – Kollaboration), Frankfurt am Main 1986, Bd. 1, S. 180f., und Mark Mazower, Griechenland unter Hitler. Das Leben während der deutschen Besatzung 1941–1944, Frankfurt am Main 2016 (zuerst engl. 1993), S. 184–195 und 199.

37 Die leisten Fleischer, Im Kreuzschatten der Mächte, Bd. 1, S. 116–127, und Mazower, Griechenland unter Hitler, S. 47–78, sowie Malte König, Kooperation als Machtkampf. Das faschistische Achsenbündnis Berlin-Rom im Krieg 1940/41, Köln 2007, S. 177–200. Woller verzichtet auch hier auf jegliche Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung.

Hagen Fleischers entgegengehalten, »die Wahrheit wird durch Multiplikation nur schal und unglaubwürdig«. ³⁸

Ebenso wie Wolfgang Schieders Mussolini-Biografie endet die von Hans Woller ohne Fazit: Zwei führende deutsche Faschismusforscher entlassen ihre Leserschaft ohne reflektierte Urteile oder Einsichten in die Natur von faschistischer Bewegung und Herrschaft, die Gesellschafts-, Wirtschafts- oder Kulturpolitik des Regimes, ohne Antwort auf Fragen der Modernität oder Rückwärtsorientierung des Faschismus, insbesondere ohne eine Einordnung Mussolinis und seiner Diktatur in die Kontinuitäten italienischer Geschichte oder in die komplexen Erscheinungsformen europäischer Entwicklungspfade im Zeitalter der Weltkriege. Das ist enttäuschend – eine selbstbewusste, theoriegeleitete oder auch empirische Faschismusforschung sollte zu anderen Leistungen in der Lage sein. ³⁹

Auch zur Rezeptions- und Beziehungsgeschichte zwischen italienischem Faschismus und deutschem Nationalsozialismus sind zwei biografisch angelegte Arbeiten anzuzeigen. Wolfgang Schieder untersucht in einer weiteren Monografie »Hitlers ›Freundschaft‹ mit Mussolini« als »eine zu politischen Zwecken inszenierte Beziehung«. ⁴⁰ Den zentralen Ausgangspunkt von Schieders Darlegungen bildet die Behauptung, dass Hitler »sich bis 1933 in der politischen Praxis an dem Vorbild der faschistischen Diktatur Mussolinis orientierte und dem ›Duce‹ lebenslang dankbar war, ihm den Weg gewiesen zu haben«. Es handele sich dabei um einen »zentrale[n] Aspekt der politischen Biographie« des NS-Führers, »der auch in neueren Darstellungen der Lebensgeschichte Hitlers zu kurz kommt«. Mit den Mitteln »einer transpersonalen Politikgeschichte [...], die persönliche Verbindungen für die Erklärung individueller Lebensgeschichten für unentbehrlich hält«, möchte Schieder zeigen, »dass Hitlers Machtübernahme nicht das Ergebnis eines ›deutschen Sonderwegs‹ war, sondern in wesentlichen Zügen einem Muster folgte, das in Italien durch Mussolinis Faschismus vorgegeben war«. »Der historische Vorbildcharakter des italienischen Faschismus und der Diktatur Mussolinis für Hitler« solle nicht geringgeschätzt werden, denn ohne »das historische Vorbild Mussolinis [...] wäre Hitler möglicherweise gescheitert, in jedem Fall wäre sein Aufstieg anders verlaufen« (S. 2f.). Schon in diesen einleitenden Passagen seiner Untersuchung lässt sich Schieder in dem Bestreben, eine für sein Interpretament der beiden parallelen »faschistischen Diktaturen« fundamentale Schwierigkeit aus dem Weg zu räumen, zu sachlich nicht haltbaren Erklärungen hinreißen: Er macht die erhebliche

38 *Fleischer*, Im Kreuzschatten der Mächte, Bd. 1, S. 118. Wohltuend sachlich in diesem Sinne fällt das vorweggenommene Fazit der jüngsten einschlägigen italienischen Studie aus: *Marco Clementi*, *Camicie nere sull'Acropoli. L'occupazione italiana in Grecia (1941–1943)*, Rom 2013, S. 5 (der erste Satz bezieht sich auf Gesamtgriechenland unter deutscher, italienischer und bulgarischer Besatzung!): »Decine di migliaia di greci muoiono per fame o per malattie legate alla denutrizione e mentre lentamente si organizza la resistenza contro gli invasori, migliaia di civili subiscono rappresaglie e vendette. In alcune zone gli italiani partecipano direttamente alle azioni antiguerriglia. In altre cercano di aiutare la popolazione civile, perché interessati a mantenere una certa pace sociale.« Die Problematik von hohen pauschalen Schätzungen belegt ungewollt *König*, Kooperation als Machtkampf, wo die Zahlenangaben zu den Hungertoten in Griechenland auf S. 190f. und auf S. 194 kaum miteinander in Übereinstimmung zu bringen sind.

39 Eine weitere Mussolini-Biografie ohne wissenschaftliche Relevanz präsentiert vor dem Hintergrund eines teilweise nationalsozialistischen, teilweise philofaschistischen Welt- und Geschichtsbilds *Werner Bräuninger*, *DUX. Mussolini oder der Wille zur Macht*, ARES Verlag, Graz 2018, 458 + XIV S., geb., 34,90 €. Der Verfasser präsentiert Mussolini als den guten Onkel, dessen Hände »auf eine bestimmte Art geistvoll« waren (S. 150) und dessen »gewisse Menschlichkeit [...] ihn daran hinderte, ein wirklicher Tyrann zu sein« (S. 327). Bräuninger erkennt mit Mussolini in den Juden »die Drahtzieher des internationalen Antifaschismus« (S. 207) und hält das Judentum für eine Rasse (S. 210).

40 *Wolfgang Schieder*, *Adolf Hitler. Politischer Zaubelerhrling Mussolinis*, De Gruyter Oldenbourg, Berlin/Boston 2017, VIII + 228 S., kart., 24,95 €, Zitat: S. 9.

»geopolitische, demographische, industrielle, finanzpolitische, wissenschaftliche und militärische Überlegenheit Deutschlands gegenüber dem nur partiell modernisierten Italien« dafür verantwortlich, »dass die Diktatur Hitlers zwangsläufig [!] einen ungleich monströseren Charakter annehmen musste [!] als die Mussolinis«. »Der böse Geist«, den Mussolini »aus der Flasche ließ«, habe dessen »Zauberlehrling« Hitler »zu einer politischen Gewaltherrschaft« befähigt, »welche der ›Duce‹, ungeachtet seiner persönlichen Skrupellosigkeit, aufgrund fehlender Ressourcen nicht ausüben konnte« (S. 4). Das ist absurd. Mussolinis böser Geist hat mit der spezifischen Form nationalsozialistischer Gewaltherrschaft nichts zu tun, und Beispiele wie die ungeheuren Gewalttaten der Ustaša im Kroatien der 1940er-, das Mordregime der Roten Khmer im Kambodscha der 1970er- oder die systematischen Metzeleien im Ruanda der 1990er-Jahre erweisen zweifelsfrei, dass zu derlei Verbrechen monströsen Ausmaßes und Charakters in einem Land weder eine sozioökonomische Entwicklungsschwelle überschritten noch Ressourcen akkumuliert werden müssen. Das Erklärungsmodell »Faschismus« greift in diesem Kontext eben nicht.

Schieder betreibt nahezu durchgehend Thesenhistorie ohne empirische Unterfütterung. Er postuliert eine Orientierung Hitlers an Mussolinis Praxis – eine ideologische Orientierung der Nationalsozialisten am Faschismus wenigstens bestreitet er – und vermeint im Kern die Übernahme einer genuin faschistischen Doppelstrategie Mussolinis durch Hitler auf dem Weg zur Machtergreifung zu erkennen (etwa S. 12f., 26, 46, 50), ohne sich mit der Auffassung Wollers auseinanderzusetzen, eine solche habe es bei Mussolini gar nicht gegeben, oder sich daran zu stören, dass »Hitlers faschistische Doppelstrategie von den Zeitgenossen als solche kaum erkannt worden ist« (S. 16).⁴¹ Schieder erhebt scheinbare Parallelen in den Rang von kausalen Beziehungen. Das mag etwas für sich haben, wenn das Gebaren von SA-Schlägertrupps anlässlich des »Deutschen Tages« in Coburg im Oktober 1922 als »Nachahmung der squadristischen Gewaltpraxis« interpretiert (S. 19) oder auf die Ursprünge faschistischer und nationalsozialistischer Grußformeln rekurriert wird (S. 24); es führt rein sachlich in die Irre, wenn die für den 5. März 1933 angesetzten Reichstagswahlen in einen Zusammenhang mit den Parlamentswahlen in Italien am 6. April 1924 gebracht werden – Hitler dürfte »von Mussolini gelernt haben« (S. 27) – oder wenn die Bamberger »Führertagung« der NSDAP vom 14. Februar 1926 mit dem Gründungsparteitag des PNF im Oktober 1921 in eine Beziehung gesetzt wird – Hitler habe »auf ähnliche Weise wie Mussolini« agiert (S. 33). All das und vieles andere wird – und das erscheint methodisch entscheidend – ohne die Vorlage von Belegen aus authentischen Quellen analysiert. In eine andere Richtung weisende Quellen dagegen, die Zweifel an der grundlegenden Bedeutung von Mussolinis Politik für Hitler erlauben, werden in teilweise merkwürdiger Weise wegdisputiert: »Der italienische Faschismus konnte [!] in dem« 1925 publizierten ersten Band von Hitlers »Mein Kampf« »nicht vorkommen, da Hitler diesen bis 1920 noch nicht wahrgenommen hatte« (S. 28f.). Zitate wiederum wie das Mussolini von Schieder zugeschriebene »Hitlers Sieg ist auch unser Sieg« bleiben mitunter ohne Nachweis (S. 65); dieses Zitat erscheint zumindest für den Februar 1933 nicht eben plausibel.

41 Von der zeitgenössischen Wahrnehmung einer solchen Doppelstrategie zur Nachahmung der faschistischen Machtergreifung durch die NSDAP weiß auch die auf einer breiten Auswahl publizistischer Quellen beruhende politikwissenschaftliche Dissertation des Juristen *Matthias Damm*, *Die Rezeption des italienischen Faschismus in der Weimarer Republik (Extremismus und Demokratie, Bd. 27)*, Nomos Verlag, Baden-Baden 2013, 424 S., kart., 64,00 €, nichts zu berichten. Damms konzeptionsschwache und ziellose Arbeit wird in einem von seinem Doktorvater Eckhard Jesse eigens beigesteuerten Vorwort präzise charakterisiert: Sie bietet »keine umstürzend neuen Einsichten«; »das Buch ist eine Fleißarbeit [...] und kann zukünftigen Forschern als Materialquelle dienen« (S. 7).

Schieder macht es sich methodisch generell viel zu einfach. Um die Behauptung zu verifizieren, Mussolini und dessen politischer Weg hätten Hitler seit Sommer 1922 als Vorbild und als Modell seines eigenen Handelns gedient, müssten zunächst einmal gründlich Hitlers politisches Denken, die von ihm erwogenen Strategien und Handlungsmuster seit September 1919 analysiert und dann auf etwaige grundlegende Veränderungen im Zusammenhang mit Mussolinis Wirken seit Herbst 1922 überprüft werden. Solche Mühen liegen Schieder fern, ebenso ein Abgleich der Resultate seines monothematischen Forschungsinteresses mit Hinweisen auf andere mögliche politische Vorbilder Hitlers etwa im Hinblick auf die Bolschewiki in Russland oder auf Mustafa Kemal Pascha in der entstehenden Türkei.⁴² Der gesamte Kontext und historische Hintergrund von Hitlers Weg zur Macht wird zugunsten der plakativen, ständig wiederholten These einer »zweifellos [!] von Mussolini übernommene[n] Machtergreifungspolitik des Nationalsozialismus« (S. 13) ausgeblendet. Wenn daran irgendetwas »zweifellos« wäre, dann würde es erstaunlich sein, dass mit den Zeitgenossen auch die einschlägige Forschung bislang nahezu durchgehend auf dieses Erklärungsmodell verzichtet hat.

Nachdem Schieder seine Kernthese hinreichend ausgebreitet hat, beschreibt er im Wesentlichen in konventioneller Weise die eigentümlichen politischen Beziehungen und persönlichen Begegnungen zwischen dem »Führer und Reichskanzler« und dem *Capo del governo* und *Duce del fascismo* in den Jahren 1934 bis 1944. Das Innovationspotenzial verbleibt hier über 150 Seiten hinweg gering (vgl. nur S. 108: »Wie seit langem bekannt ist«, »Wie bekannt«, »bekanntlich«). Besonderes Interesse widmet Schieder der Inszenierung der gegenseitigen Staatsbesuche 1937/38: Mit einer zu unkritischen Nähe gegenüber der Selbstdarstellung der Diktaturen in ihrer jeweiligen gelenkten veröffentlichten Meinung erkennt Schieder in den aus diesen Anlässen »sorgfältig inszenierte[n] Spektakel[n] [...] den neuen Stil faschistischer Politik«, »die Parallelität der beiden faschistischen Bewegungen« und einen spezifisch »faschistischen Stil von transnationalen Beziehungen, welche die traditionelle Außenpolitik ersetzen sollte[n]«. Die persönlichen Diktaturen Hitlers und Mussolinis seien so »gewissermaßen zu einer faschistischen Doppeldiktatur« verschmolzen (S. 102–105). Die Realität sah anders aus, wie spätestens 1939 zu erkennen sein sollte. Bemerkenswert sachlich äußert sich Schieder in diesem Buch dagegen im Hinblick auf die Frage von Mussolinis Rassismus und Antisemitismus. »Niemand kann heute noch behaupten, dass die faschistische Rassengesetzgebung nichts mit der nationalsozialistischen zu tun gehabt habe«: Mussolini habe 1938 im Zuge einer Kampagne zur Radikalisierung des faschistischen Regimes »die sogenannten Nürnberger Rassengesetze vom 15. September 1935« von den Nationalsozialisten übernommen. Mussolinis rassistische Argumentation könne man »nicht ohne weiteres für bare Münze nehmen, der ›Duce‹ suchte vielmehr nach einer ideologischen Rechtfertigung für eine Rassenpolitik, die im Grunde rein politisch begründet war. [...] Wenn man so will, kann man seinen Antisemitismus als einen sekundären Rassismus bezeichnen.« Im Unterschied zu Hitler sei Mussolini »ein funktional motivierter, kein dogmatisch fixierter Antisemit« gewesen (S. 120–123).⁴³

42 Dazu zuletzt *Stefan Ihrig*, *Atatürk in the Nazi Imagination*, Cambridge/London 2014. Entsprechende Forschungen sind Schieder offenkundig nicht bekannt; Atatürk oder Lenin werden in seinem Buch nicht erwähnt.

43 Leider wird eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Inhalt dieses Buches durch zahllose sachliche Fehler und Ungereimtheiten erschwert. Falsche Datierungen allenthalben, kuriose Neologismen wie »essistenziell« (S. 88) oder »Armeekorpses« (S. 156) oder aber Verballhornungen von Namen, durch die etwa bei der Hälfte aller Erwähnungen Ulrich von Hassell zu »von Hassel« mutiert oder Fossombrone zu »Frossombrone«, sollten vielleicht dem Verlag zu erwägen geben, ob nicht wenigstens studentische Hilfskräfte oder Praktikanten für ein Mindestmaß an Lektorat sorgen könnten. Genuine handwerkliche Fehler des Geschichtswissenschaftlers oder schlicht historische Unkenntnis im Hinblick auf die Geschichte des Zweiten Weltkriegs

Eine weitere Monografie über Mussolini, Hitler und ihr deutsch-italienisches Bündnis aus der Tastatur des in Manchester lehrenden Historikers Christian Goeschel entstand unabhängig von Schieders entsprechendem Versuch.⁴⁴ In einigen Schwerpunkten ihrer Darstellungen gehen die Interessen der beiden Autoren parallel. Sie betonen eine zur Schau gestellte »Kameradschaft« als spezifischen Aspekt der faschistisch-nationalsozialistischen Kooperation, erkennen Ansätze einer ebenso spezifischen »faschistischen« Form internationaler Beziehungen in bewusster Abgrenzung zu traditionellen Formen der Diplomatie – die Rolle, die Mussolini im Zusammenhang der Münchener Konferenz von 1938 spielte, und die Frage, ob sein Agieren dort als aggressiv oder als friedenswährend einzuschätzen ist, bedürfen weiterer Diskussion –, sie konzentrieren sich auf die Inszenierung der Staatsbesuche von 1937/38 und die Analyse der weiteren Begegnungen der beiden Diktatoren und sie wähen – wenig überraschend im Hinblick auf kulturgeschichtliche Vorgaben – in der Performativität dieser Herrscherbegegnungen ihre eigentliche Bedeutung. Goeschel findet gar zu dem die Herrschaft Mussolinis präzise resümierenden Urteil, der Duce sei »a dictator who had used performance as a central instrument of his exercise of power« (S. 249). Das verträgt sich hervorragend mit dem Eindruck, dass es auch Goeschel nicht gelingt, konzise Inhalte faschistischer Politik herauszuarbeiten: »Mussolini was constantly wavering and pursued a policy in which he reacted to events [...] as they emerged, which makes it hard to diagnose a consistent pattern in his policy.« Und es betrifft nicht zuletzt die geringe politische Substanz des »Achsen«-Bündnisses: »The result of this contradictory and often amateurish policy was a highly ambiguous alliance with no common strategy, let alone common war aims« (S. 163). Folgerichtig wurden bei den Treffen Hitlers und Mussolinis keine strategischen oder politischen Entscheidungen getroffen (S. 8); die Unterredungen beider Herrscher blieben in der Sache bestenfalls oberflächlich (S. 81), Hitler hielt für gewöhnlich Monologe und Mussolini hörte zu, wobei nicht geklärt werden kann, ob seine Deutschkenntnisse überhaupt zu einem vertieften Verständnis von Hitlers Ausführungen ausreichten.

Goeschels Untersuchung fällt tiefschürfender, sorgfältiger, reflektierter, vor allem auch nüchterner und realistischer aus als die zu unkritische Herangehensweise Wolfgang Schieders. Goeschel diskutiert zwar Schieders These vom Vorbildcharakter der faschistischen Machtergreifungs- und -sicherungsstrategie für Hitler und übernimmt sie tendenziell, ohne eigene quellengestützte Aspekte hinzufügen zu können (S. 4 und 25f.; von »let

gehen dagegen vollständig auf das Konto Wolfgang Schieders, so wenn er allen Ernstes behauptet, es sei Mussolini am 8. März 1943 »noch nicht bekannt« gewesen, dass sich Winston Churchill und Franklin D. Roosevelt »bei einem Geheimgespräch in Casablanca« im Januar 1943 »gegenüber den Achsenmächten, also auch gegenüber Italien, auf eine »bedingungslose Kapitulation« festgelegt hatten« (S. 159). »Hitlers ganzes Denken kreiste« in den auf Juni 1940 folgenden Monaten *bestimmt nicht* »um eine militärische Invasion Großbritanniens« (so S. 143), wie Schieder einer intensiven Lektüre der in Anm. 65 auf S. 213 immerhin erwähnten »klassische[n] Darstellung von Andreas Hillgruber« hätte entnehmen können. Und ein Satz wie der folgende enthält ein derartiges Maß an sachlichen Fehlern hinsichtlich der Zusammenhänge des Attentats auf Hitler vom 20. Juli 1944, dass eine Richtigstellung viele Zeilen in Anspruch nehmen würde: »Da dieses misslungen war und die führenden Verschwörer in Berlin von linientreuen SS-Einheiten sofort ermordet worden waren, war im »Führerhauptquartier« bei Mussolinis Ankunft schon eine gewisse Ruhe eingekehrt, die Erregung aller Anwesenden war jedoch selbstverständlich noch groß« (S. 177). Auch mit der Weimarer Geschichte sieht es nicht besser aus: Eine »Pariser Friedensordnung von 1918« gab es nicht (S. 53) und Gustav von Kahr wurde nicht »von der Reichsregierung als Staatskommissar eingesetzt« (S. 25), sondern von der bayerischen Staatsregierung.

44 Christian Goeschel, *Mussolini and Hitler. The Forging of the Fascist Alliance*, Yale University Press, New Haven/London 2018, X + 388 S., geb., 30,00 \$. Eine deutsche Übersetzung ist im Erscheinen begriffen.

us consider in more detail« kann keine Rede sein), betont jedoch andererseits die vollständige ideologische Eigenständigkeit des Nationalsozialismus, die Tatsache, dass die Ähnlichkeiten zwischen dem »Marsch auf Rom« und Hitlers geplantem »Marsch auf Berlin« von 1923 begrenzt waren und die Nationalsozialisten durch ihre verbale Anknüpfung an Vorbilder in Italien oder in der Türkei eher ihren eigenen Machtanspruch unterstreichen und legitimieren als die politischen Strategien fremder Regime imitieren wollten (S. 23f.). Vor allem aber charakterisiert Goeschel die Realität des »Achsen«-Bündnisses durchgehend als komplex, spannungsgeladen, inhaltlich unklar, voller Widersprüche und von den jeweiligen als national deklarierten Interessen dominiert: »Behind this propaganda of unity and friendship, however, lurked political and strategic tensions, misunderstandings and conflicts« (S. 123), ja, »the alliance with Germany was contingent and problematic« (S. 129). Von einer durch eine gemeinsame faschistische Ideologie, die gelegentlich in vagen Appellen beschworen wurde, untermauerten Zusammenarbeit oder einer historisch determinierten Gemeinsamkeit beider Regime konnte keine Rede sein; vor der weithin kontingent verlaufenden Wendung der internationalen Politik Italiens um das Jahr 1935/36 und ihren Folgen sei eine Annäherung zwischen Mussolini und Hitler »highly unlikely« erschienen (S. 59). Goeschel nimmt die vorherige Westorientierung von Mussolinis Außenpolitik ebenso ernst wie seine bis mindestens 1939 durchgehaltene Maxime, die Bindungen des Königreichs Italien an Großbritannien nicht zu kappen (vgl. etwa S. 91). Wie Goeschel dessen ungeachtet auf seine vehement vertretene und gleichwohl verfehlte Vorstellung kommt, Mussolini sei seit 1938 unablässig darauf aus gewesen, einen Krieg gegen Frankreich und insbesondere Großbritannien zu führen (S. 95f., 130 und 138), bleibt dem Leser mangels jeglichen Hinweises auf entsprechende Quellen verborgen. Goeschel selbst verweist auf die durchgehende Ambiguität von Mussolinis Außenpolitik, auf das Ausbleiben jeglicher Vorbereitung seines Landes auf einen Krieg und auf das Wissen des Duce um die Begrenztheit der Ressourcen Italiens, die ihm eine ernsthafte militärische Auseinandersetzung mit den Westmächten sinnwidrig und hochriskant erscheinen ließen, ganz zu schweigen davon, dass es der faschistischen Diktatur nicht gelungen war, aus den Italienern ein Volk von Kriegerern im Sinne Mussolinis zu machen. Darüber hinaus war das Bündnis mit dem Deutschen Reich in der italienischen Bevölkerung weithin unpopulär, was erst recht für einen langwierigen Krieg an deutscher Seite galt. So kommt auch Goeschel im Hinblick auf den tatsächlichen Eintritt Italiens in den Krieg gegen Frankreich und Großbritannien im Juni 1940 auf die bekannten Motive zurück: Es sei Mussolini – und übrigens auch dem König Viktor Emanuel III. – um eine Teilhabe an den deutschen Siegen durch einen kurzen Krieg gegangen, weil eine einträgliche Beteiligung an der territorialen Neuordnung Europas ohne ein entsprechendes Manöver nicht möglich erschien; außerdem habe Mussolini mit seinem Schritt eine 1939/40 an den Tag tretende Regimekrise überwinden wollen, die, so fürchtete er, seine Machtposition bedrohte. Mussolini erwartete 1940 die Wiederherstellung eines Friedens in Europa, nicht einen langwierigen Krieg gegen Großbritannien, doch sein Kalkül ging fehl.

Was erfahren wir über das deutsch-italienische Bündnis der Diktatoren durch Goeschels spezifischen Fokus auf die performativen Aspekte dieser Konstellation? Der Mehrwert bleibt gering. Goeschel macht in plausibler Weise deutlich, dass nicht nur die Massen bei Hitlers Besuchen in Italien 1934 und 1938 und bei Mussolinis Visite in Deutschland 1937 durch Verlockung und Zwang zusammengetrieben und organisiert wurden, sondern deren Begeisterung bestellt und inszeniert war, so wie es eben in derartigen Regimen üblich ist, während die Popularität des Bündnisses in den Bevölkerungen beider Staaten begrenzt blieb und jederzeit in heftige gegenseitige Abneigung umschlagen konnte. Goeschel möchte »the centrality of propaganda and pomp and circumstance in creating the Axis« hervorheben (S. 81) und präsentiert aufgrund seiner Prämisse, »performance was central to the

creation of the Italo-German alliance« (S. 84), eher willkürliche Schlussfolgerungen: »The myth of the alliance thus gradually became translated into politics« (S. 71) und »show [...] became a self-fulfilling prophecy« (S. 89), ein Bild, auf das Goeschel mehrfach zurückkommt. Tatsächlich spricht Goeschel durchgehend in Metaphern, um der inhaltlich hohlen und politisch extrem instabilen »Achse« – »the Axis was not solid« (S. 252) – überhaupt Gehalt abgewinnen zu können, so etwa im Hinblick auf Hitlers Staatsbesuch in Italien 1938: »the overall purpose of Hitler's visit was not the discussion of political substance, but the reinforcement of the display of unity and friendship between himself and Mussolini, alongside their nations. [...] the visit created a powerful image of friendship and unity that soon gained its political dynamic« (S. 117). »The show of unity and friendship had a strong political effect as it [...] made the Axis a self-fulfilling prophecy. Propagandistic ritual thus [...] shaped its own political reality.« Seite um Seite sucht Goeschel die durch Performanz und Propaganda beschworene politische Wirkmächtigkeit der »Achse« zu belegen. Und doch kann er nur zu dem Ergebnis gelangen, das Bündnis habe durchweg auf unsicheren Grundlagen beruht (S. 201), und bereits die katastrophalen italienischen Niederlagen von 1940 »had exposed the display of friendship and unity with Italy as a sham« (S. 205). Tatsächlich handelte es sich zu keiner Zeit um etwas anderes als »the projection of a powerful image« (S. 229). Die deutsche Seite hatte im Bündnis schon 1936 die Oberhand, und Christian Goeschel weiß zu gut, dass Mussolini für Hitler kein »key associate« bei seinen zentralen, ideologisch gesteuerten Unternehmungen des Ostkriegs und der Judenvernichtung war (S. 214), dass das Bündnis mit Italien nie im Zentrum von Hitlers Außenpolitik gestanden hatte und er seinen Krieg auch ohne dieses Bündnis begonnen und geführt hätte (S. 161) – es wäre ein interessanter Ansatz gewesen, diese Einsichten zum Angelpunkt einer eigenständigen Interpretation des »Achsen«-Bündnisses zu erheben. Insofern, und das ist für die Beurteilung von Goeschels fakten- und gedankenreichem Buch ausschlaggebend, sind die einleitenden Behauptungen, ein spezifisch faschistischer »style of policymaking [and] conduct of diplomacy developed a dangerous dynamism and brought Europe to war in 1939« (S. 7f.) – man erinnere sich, dass es das Deutsche Reich und nicht Italien war, das 1939 den europäischen Krieg entfesselte! – und das deutsch-italienische Bündnis »changed the course of twentieth-century European history [and] led to unprecedented destruction and total warfare« (S. 16), irreführend: Die nationalsozialistische Herrschaft Adolf Hitlers war zu all dem auch ohne den italienischen Bündnispartner entschlossen und in der Lage; das »Achsen«-Bündnis blieb letztlich kontingent, nachrangig und für Hitler auch austauschbar, wie Goeschel im Hinblick auf die wachsende Rolle Rumäniens und Ungarns als Kriegsverbündete des Deutschen Reiches einräumt (S. 226f. und 243). Anspruch und Reichweite von Goeschels Darstellung bleiben am Ende bescheiden: »This book tells the story of the Mussolini-Hitler relationship from its beginnings [...] until the downfall and death of both leaders in 1945« (S. 15) – es handelt sich um eine weitere, immerhin gründliche Studie zu einem schon häufig behandelten Thema ohne wesentliche neue Erkenntnisse.⁴⁵

Zur Entstehung, Etablierung und weiteren innenpolitischen Entwicklung der faschistischen Herrschaft finden sich keine eingehenden neueren Arbeiten deutschsprachiger Provenienz. Immerhin wurde die Studie der italienischen Historikerin Giulia Albanese über

45 In einigen Beurteilungsfragen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs lässt Goeschel das rechte Augenmaß vermissen. So unterschätzt er gründlich die Bedeutung der deutschen Niederlage vor Moskau im Herbst/Winter 1941/42 und wartet gleichzeitig mit der selbst für Hitlers Maßstäbe grotesken Behauptung auf, »he believed [...] that the German attacks on American convoys in the Atlantic would soon lead to defeat for the United States before they had rearmed fully« (S. 224f.). Sachlich nicht haltbar ist die Interpretation, Mussolini »fully supported the Nazi extermination of the Jews« (S. 232).

»Mussolinis Marsch auf Rom« und »die Kapitulation des liberalen Staates vor dem Faschismus« ins Deutsche übersetzt.⁴⁶ Die Autorin interpretiert die Beauftragung Benito Mussolinis mit der Regierungsbildung durch den italienischen König Ende Oktober 1922 innerhalb eines weiten Horizonts: Es habe sich um »keine normale Regierungskrise« gehandelt. Vielmehr habe »die faschistische Mobilmachung«, die sich unter dem Schlagwort »Marsch auf Rom« abspielte, »Aufstandsbewegung und Staatsstreich in einem« dargestellt und »dieses Ereignis zur epochalen Wende in der Geschichte des liberalen Staates« gemacht (S. 140). In das Zentrum ihrer quellennahen Darstellung rückt Albanese die Rolle der von der faschistischen Bewegung ausgehenden Gewalt gegen ihre politischen Gegner, in erster Linie Sozialisten und Kommunisten, doch ebenso die katholische Volkspartei »Partito Popolare Italiano« (PPI) sowie radikal-republikanische und schließlich liberale Funktionäre und Einrichtungen. Die Machtübernahme durch Mussolini und die Faschisten sei nicht bloß als Geschichte parlamentarischer Verhandlungen in der Kontinuität des liberalen Regierungssystems Italiens zu verstehen, sondern insbesondere durch »die Aktionen der squadristi und das Ausmaß der in jenen Tagen verübten Gewaltakte« geprägt gewesen, die von der Geschichtswissenschaft bis in die Gegenwart hinein unterschätzt worden seien (S. 10). Darüber hinaus wendet sich die Autorin mit ihrer zentralen These, »dass schon die erste Regierung Mussolini den Beginn der Diktatur in Italien und das Ende der liberalen Institutionen bedeutete« (S. 12), gegen die verbreitete Auffassung, im Grunde habe erst mit Mussolinis verzögerter Reaktion auf die durch die Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Matteotti hervorgerufene Krise seit Beginn des Jahres 1925 die zielgerichtete Errichtung einer diktatorischen Herrschaft eingesetzt. Jedenfalls habe kontinuierliche Anwendung und Androhung von Gewalt bis in das Parlament hinein über die Zäsur des Monats Oktober 1922 hinweg der faschistischen Politik und ihren Aktionen den entscheidenden Rückhalt verschafft.

Giulia Albanese schildert das Anwachsen der faschistischen Bewegung in einem unruhigen Nachkriegsitalien, das seit 1919 von der breiten und teilweise ganz offenen Diskussion autoritärer und diktatorischer Pläne und einer Staatsstreichatmosphäre durchsetzt gewesen sei. »Die fortgesetzte Planung von Staatsstreich in nationalistischen und Militärkreisen« und zahlreiche »Diskussionen und Perspektiven antiliberaler und antiparlamentarischer Natur« hätten das eindeutige Ziel verfolgt, »das parlamentarische System zu stürzen« und »Kräfte aus der politischen Arena auszuschließen [...], die eine fortschreitende Demokratisierung des liberalen Staates anstrebten« (S. 28). Vor diesem Hintergrund nahmen seit Herbst 1920 Gewaltaktionen aus faschistischen Kreisen zu – vielfach schon damals unter passiver Hinnahme durch die, oder, wie sozialistische Abgeordnete beklagten, gar mit »dem Einverständnis der Regierung« – und diese Gewaltaktionen nahmen in wellenartigen Bewegungen immer größere Ausmaße an: Im Rahmen der allgemeinen Wahlen zur Kammer der Deputierten im Frühjahr 1921 etwa seien innerhalb zweier Wochen 71 getötete Personen zu beklagen gewesen, darunter 31 Sozialisten und 16 Faschisten; auch die anschließende Eröffnung der Legislaturperiode im Parlament sei durch die Androhung von und eine Atmosphäre der Gewalt gekennzeichnet gewesen (S. 37–40). Selbst bewaffnete faschistische Abgeordnete seien mit entsprechenden Drohgebärden in der Kammer aufgetreten. Die staatlichen Organe unter den immer schwächer agierenden liberalen Regierungen Nitti, Giolitti, Bonomi und Facta hätten dem faschistischen Treiben hilflos zugeschaut und höchstens mit lahmen Appellen an die Rückkehr zur Vernunft und zur Normalität reagiert, während die weithin undurchschaubare Haltung der militärischen Führung die Faschisten faktisch begünstigt habe und insbesondere die Präfekten als verantwortliche Exekutivorgane

46 *Giulia Albanese*, *Mussolinis Marsch auf Rom. Die Kapitulation des liberalen Staates vor dem Faschismus*, Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn 2015, 304 S., geb., 40,90 € (zuerst ital. 2006).

des Innenministeriums auf provinzieller Ebene vielfach einvernehmlich mit den sich zunehmend staatliche Befugnisse anmaßenden lokalen Faschistenführern kooperiert hätten: Die regionalen Verantwortlichen der inneren Verwaltung und des Militärs beklagten zu ihrer eigenen Entlastung die unklaren Weisungen seitens der italienischen Regierung, die vor entschiedenen Maßnahmen – gegen faschistische Akteure, deren Straftaten und Usurpationen – zur Wiederherstellung der Ordnung stets zurückschreckte. Breite Sympathien in den liberalen Führungsschichten des Landes für die Neuordnung der Verhältnisse im faschistischen Sinne gesellten sich hinzu, sodass sich den Vorbereitungen der Faschisten auf ihren angedrohten gewaltsamen »Marsch auf Rom« und ihrer Besetzung öffentlicher Einrichtungen in weiten Teilen des Landes praktisch niemand entgegenstellte, die Übergabe der Regierungsgeschäfte an deren Führer Mussolini vielmehr als konsequente und in der Sache angemessene Entscheidung erscheinen konnte. In einer klugen Bemerkung verweist Albanese darauf, dass die fortgesetzte Gewalttätigkeit faschistischer Horden in Verbindung mit den seit Jahren geführten öffentlichen Debatten um Staatsstreich und gewaltsame Machtergreifung in Italien für die Zeitgenossen so etwas wie »die schleichende psychologische Vorbereitung auf ein so einschlagendes [...] Ereignis [und] die Voraussetzung für eine undramatische Lesart des Marsches auf Rom« gebildet habe: »In gewisser Weise lag sie sogar dem Gefühl zugrunde, von der faschistischen Bedrohungslage befreit zu werden« (S. 93). Die Faschisten hatten selbst gezielt Unordnung im Lande geschaffen und mit noch mehr Gewalt und Chaos gedroht, um nun als Retter zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auftreten zu können.

Das zynische und vielfach tödliche Spiel mit der Androhung und Ausübung von Gewalt fand nach Mussolinis Amtsantritt als Ministerpräsident mit seinem berühmten *discorso del bivacco*, als der seine Regierungserklärung im Parlament zu Rom vom 16. November 1922 rasch bezeichnet wurde – Mussolini hatte unverhohlen mit der Perspektive geprahlt, er hätte den Versammlungssaal der Abgeordneten in ein Biwak seiner Parteitruppen verwandeln, das Parlament schließen und eine rein faschistische Regierung bilden können, habe aber darauf verzichtet, seine Fortsetzung: Mussolinis Rede habe »ein klares Zeichen der gewandelten Beziehung zwischen Parlament und Regierung« gesetzt (S. 161), die erneute latente Androhung von Gewalt dazu gedient, den Abgeordneten die ihnen einzig verbliebene Alternative vor Augen zu führen, entweder dem Kurs der neuen Regierung zu folgen oder aber ausgeschaltet zu werden. Albanese erläutert im Folgenden weitere Elemente dessen, was sie als schon im Herbst 1922 erkennbare diktatorische Herrschaft der Faschisten interpretiert: die Anweisung des faschistischen Spitzenpolitikers und frisch ernannten Generaldirektors für öffentliche Sicherheit Emilio De Bono von Mitte Dezember 1922 an die Präfekten zur gezielten Überwachung möglicher Staatsfeinde »ohne Berücksichtigung der Parteizugehörigkeit«, das heißt nicht bloß der Sozialisten und Kommunisten, sondern eben auch der *popolari* und Republikaner (S. 194f.), die Einrichtung des Faschistischen Großrats zur Vorfestlegung der Regierungspolitik, die Auflösung der königlichen Garde bei gleichzeitiger Umwandlung der faschistischen Schlägertrupps der *squadre* in eine »freiwillige« Miliz für die nationale Sicherheit unter direkter Kontrolle des Ministerpräsidenten, nicht zuletzt die sofortige und fortwährende massive Einschränkung der Pressefreiheit durch Zensur und Erscheinungsverbote. Dazu gesellte sich eine Fortdauer der faschistischen Gewalt, die sich weiterhin nicht allein in Zerstörungsaktionen gegen missliebige Zeitungsredaktionen und Druckereien richtete, sondern im ersten Jahr nach dem »Marsch auf Rom« weitere »mehr als 100 Morde« oder »mindestens 166 Todesopfer« mit sich brachte (S. 187 und Anm. 4 auf S. 285). Zu Recht schrieb das Zentralorgan der französischen Kommunisten, »L'Humanité«, schon Ende Oktober 1922 von der »fortgesetzte[n] Vergewaltigung des Rechtsstaats« (S. 157), während die bürgerlich-liberale Diplomatie und Öffentlichkeit in Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten sich

vielfach wohlwollend zur antibolschewistischen und vermeintlich systemstabilisierenden Ausrichtung der neuen italienischen Regierung positionierte.

Die Bilanz von Giulia Albaneses Monografie wird noch erschreckender, wenn man sich die zahlreichen Hinweise auf das vollständige Versagen der liberalen Führungsschicht, aber auch der potenziellen Gegner des Faschismus aus den Reihen von Sozialismus, Kommunismus, politischem Katholizismus und Republikanismus angesichts des faschistischen Angriffs auf eine ganze Gesellschaftsordnung vor Augen führt. Für die marxistischen Linksparteien bedeutete die Regierungsübernahme Mussolinis ihrem Weltbild gemäß kaum etwas anderes als die Ersetzung eines bürgerlich-kapitalistischen Regimes durch ein anderes, Katholiken wie Liberale beklagten durchaus die diktatorischen Züge der faschistischen Machteroberung, stellten ihre Bedenken aber im Hinblick auf die erwartete Normalisierung und die der neuen Regierung zugesprochene Ordnungsfunktion zurück. Von links bis rechts verbreitete Ressentiments gegen den »kleinen parlamentarischen Klüngel« (S. 165), der »schon seit etwa acht Jahren die Agonie des repräsentativen Systems in Italien angezeigt« habe (S. 174), ließen zu viele Verantwortliche schweigen angesichts Mussolinis beschwichtigender und verharmlosender Rede von »all den kleinen individuellen und kollektiven Gewaltakten, derer wir uns alle ein bisschen schämen und die oft das Resultat lokaler Situationen sind« (S. 172). Albanese lässt keinen Zweifel an dem fehlenden Mut insbesondere der Liberalen zur Verteidigung der Rechte des Parlaments (S. 162) und an dem »politischen Selbstmord« sämtlicher potenziell oppositioneller Kräfte (S. 203) – wenn irgendwo, dann übrigens drängen sich hier Parallelen zu den Vorgängen im Deutschen Reich zwischen 1930 und 1933 auf, ebenso angesichts von Albaneses Einschätzung, die faschistische Machteroberung »hätte durchaus aufgehalten werden können« (S. 68).

Selbstverständlich baut diese Arbeit auf einer jahrzehntelangen Forschungsgeschichte auf und bringt im Detail nicht viel Neues ans Licht, und nicht alles an Albaneses Darstellung kann überzeugen. Vor allem vermag sie ihre Behauptung, der faschistische Diskurs habe den Versuch enthalten, »ein politisches Projekt für die Zeit nach dem Marsch [sc. auf Rom] aufzustellen, ein politisches Projekt, dem weder von den Zeitgenossen, noch – was hier wichtiger erscheint – von der Geschichtsschreibung allzu viel Aufmerksamkeit gezollt wurde« (S. 94), an keiner Stelle zu untermauern: Den faschistischen Plan für die zielbewusste Errichtung der Diktatur hat auch Albanese nicht gefunden. Die im Gesamtzusammenhang ihrer Argumentation ungeschickte Aussage, »ohne den ›Discorso del bivacco‹ hätte Italien den Marsch auf Rom womöglich vergessen« (S. 160), erst Mussolini selbst habe somit den außerparlamentarischen Begleitumständen seiner Beauftragung mit der Ministerpräsidentenschaft nachträglich eine besondere Bedeutung zugeschrieben und damit die Grundlage für einen der zentralen Mythen des faschistischen Regimes gelegt, lässt tatsächlich Zweifel an der in Albaneses Interpretation ausschlaggebenden Rolle der unvollendet gebliebenen Zusammenrottung einiger Zehntausend schlecht bewaffneter und gekleideter faschistischer Aktivisten aufkommen, während etwa die Rolle des Königs bei Albanese ebenso unklar bleibt wie in so vielen anderen Darstellungen. Eine Diskussion der Problematik von Mussolinis vielfach erörterter Doppelstrategie findet bei Albanese nicht statt, so wie eine Auseinandersetzung mit der Forschung generell nicht zu den starken Seiten der auf die Präsentation von Quellen konzentrierten Studie zählt. Schließlich fehlt jeglicher Versuch, für die Untersuchung zentrale Begriffe zu definieren, etwa »politische Gewalt«, »Staatsstreich« oder »Diktatur«, sodass wesentliche analytische Fragen offenbleiben, wenn die Verfasserin am Ende mit Blick auf die Bilanz von Mussolinis Regime nach einem Jahr seines Bestehens konstatiert, »dass sich die Zukunft seiner Regierung in eine noch üblere Diktatur verwandeln würde« (S. 215). Gleichwohl liegt mit Giulia Albaneses Monografie eine wichtige und gedankenreiche Arbeit vor, deren deutsche Leserschaft eine weitaus bessere Übersetzung verdient hätte: Die Übersetzerin präsentiert sich sowohl sprachlich als auch in sachlicher Hinsicht vollkommen überfordert.

Während Albanese die zeitgenössische Wahrnehmung des »Marsches auf Rom« für wenig relevant gegenüber dem analytischen Urteil der Geschichtswissenschaft erachtet, verweist die dem wissenschaftlichen Umkreis Wolfgang Altgelds zuzurechnende Historikerin Eva Müller in ihrer kleinen, aber lesenswerten Studie über die Rolle der Kommunistischen Partei Italiens während des faschistischen Machtaufstiegs⁴⁷ gerade auf die

»Empfindung der Ereignisse durch die Zeitgenossen: Allgemein erschienen der durch den Druck der Schwarzhemden mit heraufbeschworene Sturz der Regierung Facta am 27. Oktober [1922] und die darauf folgende Berufung Mussolinis zum Regierungschef am 30. desselben Monats den Mitlebenden zum Zeitpunkt des Geschehens weniger bedeutsam als aus der Sicht der Nachlebenden, unter anderem deshalb, weil Mussolini in eine Koalitionsregierung eingebunden war. Die Vertreter der Linken im Speziellen, sowohl die maximalistischen Sozialisten als auch die Kommunisten, sahen in dem Vorgang vielmehr einen Kompromiss des Staates und der alten Eliten mit dem Faschismus. In keinem Fall hatte die Berufung Mussolinis für sie revolutionäre Qualität [...], denn schließlich sei die Macht nicht gewaltsam errungen, sondern durch den König an Mussolini übertragen worden.«

Demgemäß handelte es sich für revolutionäre Sozialisten und Kommunisten lediglich um einen »Wechsel in den leitenden Kräften der Bourgeoisie« (S. 81f.), während in dieser Weltsicht das bestehende liberale System und der Faschismus ohnehin von identischer Qualität waren: Ausdrucksformen kapitalistischer Herrschaft und bürgerlicher Gesellschaft.

Die Autorin setzt sich kritisch mit der bis in die Gegenwart einflussreichen Selbstdarstellung der italienischen Kommunisten als besonders helllichtige, aktivistische und erfolgreiche Kraft im Kampf gegen den Faschismus auseinander und gelangt insgesamt zu einem verheerenden Urteil. Der kommunistische Antifaschismus sei nicht etwa das Resultat einer realistischen Wahrnehmung der von der faschistischen Bewegung ausgehenden Bedrohung gewesen – vielmehr hätten die italienischen Kommunisten um ihren ersten Parteichef Amadeo Bordiga den Faschismus ebenso unterschätzt wie andere politische Beobachter –, sondern ihrer allgemeinen Systemfeindlichkeit entsprungen: »An der Verteidigung des liberalen Staates gegenüber dem Faschismus war dem PCd'I [Partito Comunista d'Italia, seit 1943/44 Partito Comunista Italiano (PCI)] in keiner Weise und zu keinem Zeitpunkt gelegen, im Gegenteil« (S. 129). Die Kommunisten hätten allen anderen Parteien durchgehend in radikaler Feindschaft gegenübergestanden, insbesondere Sozialisten und Faschisten als systembewahrende Kräfte in eine Reihe gestellt und die führenden Liberalen, Sozialisten und politischen Katholiken gerne als semifaschistisch gegeißelt. Müller spricht von einer »Übergeneralisierung« des Faschismusbegriffs als einem grundlegenden Denkfehler der italienischen Kommunisten (S. 130), der von vornherein jegliche konstruktive Zusammenarbeit mit anderen Parteien ausgeschlossen und die Kommunistische Partei in die Isolation geführt habe. Zur politischen Wirkungslosigkeit des kommunistischen Antifaschismus hätten außerdem die für den gesamten Untersuchungszeitraum charakteristische innere Zerstrittenheit hinsichtlich taktischer und strategischer Fragen beigetragen, zusätzliche Differenzen mit der Kommunistischen Internationale in Moskau, zu der erst Bordigas Nachfolger Antonio Gramsci die angemessene Haltung völliger Unterordnung an den Tag gelegt habe, schließlich die erbitterte Feindschaft zum »Partito Socialista Italiano« (PSI), aus dem der PCd'I im Januar 1921 durch Abspaltung hervorgegangen war. Die politische Zielsetzung der italienischen Parteikommunisten während der Frühzeit des Faschismus habe unbeirrt in der sozialistischen Revolution bestanden – wobei man sich die fortwährende Unterstützung durch fiktive proletarische Massen einbildete – und in der Verfolgung dieses Ziels propagierte man den massiven Einsatz von bewaffneter Gewalt, den Bürgerkrieg und den Staatsstreich, sodass sich aus der Lektüre der Studie von Eva

47 Eva Müller, *Zwischen Mythos und Militanz. Die Kommunistische Partei Italiens und der Aufstieg des Faschismus (1921–1926)*, Verlag minifanal, Bonn 2018, 141 S., kart., 16,90 €.

Müller die zwingende Einsicht ergibt, dass nicht bloß rechte, nationalistische und militärische Kreise den gewaltsamen Umsturz des liberalen Systems im Königreich Italien erstrebten und zu dessen Auflösung beitrugen: Müllers Interpretation argumentiert gut begründet auf totalitarismustheoretischen Ansätzen. Dessen ungeachtet wird man dem persönlichen, wenn auch in politischer Perspektive fehlgeleiteten Mut kommunistischer Funktionäre und Parteigänger mit Respekt begegnen, die in mehreren Verhaftungswellen bereits seit Beginn des Jahres 1923 zu den bevorzugten Zielen der Verfolgungsmaßnahmen staatlich-faschistischer Sicherheitsorgane mutierten; immerhin richteten sich rund 80 % der bis 1943 von dem Sondergerichtshof »Tribunale speciale per la difesa dello Stato« gesprochenen 5.600 Urteile gegen Kommunisten (S. 121).

Oppositionelle und antifaschistische Arbeit wurde zunehmend nur noch im Untergrund und im Exil möglich und seit November 1926 waren alle politischen Parteien im Königreich Italien verboten, mit Ausnahme des PNF. Auf dessen Funktion als Instrument des faschistischen Regimes werfen drei Aufsätze italienischer Historiker einen Blick, die in einem Sammelband über Massenparteien in Deutschland und Italien im 20. Jahrhundert erschienen sind.⁴⁸ Loreto Di Nucci beschreibt ohne erkennbare Fragestellung »Organisation und Funktionsweise der Faschistischen Partei Italiens«.⁴⁹ Er betont den fortwährenden Funktionswandel der faschistischen Bewegung von den 1919 als Antipartei entstandenen »Fasci italiani di combattimento«, die eine »antiideologische situationsbedingte und freiheitliche [!] Bewegung« dargestellt hätten, über die Gründung des PNF 1921 »als bewaffnete Formation« zur Regierungspartei der Jahre 1922 bis 1925, die sich seit 1926 zu einer »Volksinstitution« (*istituzione popolare*) entwickeln sollte (S. 127). Der militante und bellizistische Charakter der Partei als in dem Selbstverständnis ihres zeitweiligen Generalsekretärs Augusto Turati »zivile Armee der Nation« mit einer militärisch disziplinierten Struktur (S. 129) war schlecht mit Benito Mussolinis in den späteren 1920er-Jahren mehrfach betonter Zielsetzung zu vereinbaren, die Partei als ein Instrument des Staatswollens zu verwenden und ihre endgültige Unterordnung unter den Staat zu dekretieren (S. 130 und 132), was vielfache und anhaltende Friktionen zwischen Vertretern der staatlichen Verwaltung einerseits und Parteifunktionären andererseits nach sich zog. Seit den 1930er-Jahren wurde zunehmend die Gleichsetzung von Partei und Nation einerseits, Staat und Partei andererseits propagiert, mit dem Erfolg immerhin, dass 1941 gut 27 Millionen oder rund 61 % aller Italienerinnen und Italiener der Partei oder einer der ihr angeschlossenen Formationen angehörten (S. 137f.). Di Nucci hält insbesondere die Jugend- und Erziehungspolitik des PNF insofern für im systemimmanenten Sinne erfolgreich, als sie in ihrer Klientel eine erhöhte Bereitschaft zur freiwilligen Teilnahme am Krieg von 1940 bewirkt habe, sodass sogar »trotz der existierenden Rassengesetze etwa 400 jüdische italienische Männer jeden Alters und jeder sozialen Schicht an Mussolini geschrieben und um die militärische Einberufung gebeten haben«; vor allem fänden sich viele Briefe, »die von jungen Juden zwischen zwanzig und dreißig Jahren geschrieben wurden, die in faschistischen Schulen und Jugendorganisationen erzogen worden waren und die die Ideale und den Geist der faschistischen Revolution verinnerlicht hatten« (S. 139f.). An Di Nuccis Beitrag irritiert die durchgehende unkritische Verwendung von parteifaschistischen Drucksachen und Publikationen als Quelle in einer Weise, die viele der zitierten Daten geradezu als Erfolgs-

48 *Stefano Cavazza/Thomas Großbölting/Christian Jansen* (Hrsg.), *Massenparteien im 20. Jahrhundert. Christ- und Sozialdemokraten, Kommunisten und Faschisten in Deutschland und Italien* (AURORA – Schriften der Villa Vigoni, Bd. 5), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018, 268 S., geb., 52,00 €. Das Lektorat des offenkundig mit heißer Nadel gestrickten Bandes lässt zu wünschen übrig.

49 *Loreto Di Nucci*, *Zwischen Partei und Staat. Organisation und Funktionsweise der Faschistischen Partei Italiens*, in: ebd., S. 127–140.

meldungen über die Arbeit des PNF erscheinen lassen, insbesondere im Hinblick auf die Sozial- und Wohlfahrtspolitik, die sich neben der Erziehungspolitik zunehmend zum eigentlichen Tätigkeitsfeld der Partei entwickelte (vgl. etwa S. 133 und 135f.). Nicht nur in diesen Bereichen griff »die zum Teil erdrückende Allgegenwärtigkeit des PNF« (S. 137) auf weite Bereiche des Lebens der italienischen Bevölkerung über.

Stefano Cavazza widmet sich unter dem Titel »Faschismus vor Ort. Die faschistische Partei auf lokaler Ebene« dem für die Geschichte Italiens zentralen Problem der Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie am Beispiel des PNF.⁵⁰ In der »Kapillarität der Parteiorganisation vor Ort«, ihrer Verästelung bis hinein in entlegene Ecken und Sektoren der Gesellschaft, erkennt der Verfasser die besondere »Stärke der faschistischen Parteiorganisation« (S. 144). In einem bunten Kaleidoskop von wenig systematischen Beobachtungen führt Cavazza seine Leserschaft in die regionalen und lokalen Sektionen der faschistischen Partei, in Machtkämpfe zwischen traditionellen und neuen Eliten – wo im Zweifel die überkommenen besitzenden Klassen gegenüber faschistischen *homines novi* am längeren Hebel saßen, insbesondere in der Wirtschaft und im entscheidenden Bankensektor –, in parteiinterne Auseinandersetzungen in Städtchen und Dörfern, die sich vielfach als persönliche Streitigkeiten um die Maximierung privater Vorteile entpuppten, in denen Familienbande und Beziehungskonflikte die wesentliche Rolle spielten, in die Inhalte anonymer Briefe und die Spielräume, die sich der Partei als Arbeitgeber und Arbeitsvermittler eröffneten. Das ist im Einzelnen interessant oder unterhaltsam; überzeugende Thesen zur spezifischen Struktur faschistischer Herrschaft lassen sich daraus kaum ableiten, eher noch Hinweise auf auch unter dem Faschismus kontinuierlich zu beobachtende Funktionsweisen der italienischen Gesellschaft. Vielfach produziert Cavazza bloß sinnfreie und mitunter ungewollt komische Leerformeln: »In Bezug auf die Gruppe der lokalen Parteisekretäre ist zunächst zu unterstreichen, dass alle überzeugte Faschisten waren« (S. 148); »In einigen Provinzen blieb die Macht in der Hand der alten Eliten, in anderen Provinzen gewannen neue Eliten an Bedeutung« (S. 150); »Die Rolle der Partei vor Ort sollte nicht unterschätzt werden« (S. 154); »weil die Menschen in jedem Regime unterschiedliche Haltungen gegenüber den Machthabern einnehmen« (S. 156); oder das groteske »Fazit, dass Konsens in einer Diktatur nicht existieren kann« (S. 155).

Sowohl Di Nucci als auch Cavazza heben in ihren Beiträgen die zunehmend wichtige Rolle des PNF als Fürsorge- und Wohlfahrtsorganisation und als erster Ansprechpartner für weite Teile der Bevölkerung in entsprechenden Angelegenheiten hervor. In dieser Hinsicht bietet der Beitrag von Chiara Giorgi über »Die Sozialpolitik der faschistischen Partei« eine wertvolle Ergänzung.⁵¹ Giorgi untersucht die sozialpolitische Tätigkeit des Regimes am Beispiel der Italienischen Faschistischen Sozialversicherungsanstalt »Istituto Nazionale Fascista della Previdenza Sociale« (INFPS) – vor 1933 und seit 1943 bis heute ohne das F im Namen! – und der Parteieinrichtung »Ente Opere Assistentiali«, in etwa Körperschaft für Hilfswerke. Die Verfasserin erkennt in der sozialen Vorsorge ein Hauptinstrument von faschistischer Regierung und Propaganda zur sozialen Disziplinierung der Bevölkerung. So sei das bereits bestehende Sozialversicherungssystem in selektiver und tendenziell diskriminierender Weise benutzt worden, indem etwa Landarbeiter und Haushaltshilfen ausgeschlossen oder die moralische und politische Integrität von Antragstellern im Sinne faschistischer Kriterien überprüft wurden, nach freiem Ermessen und gemäß politischen und klientelistischen Zielen Leistungen gewährt oder Renten als Prämie für systemkonformes Wohlverhalten zugesprochen wurden. Für die Kontinuität spezifisch italienischer Verwaltungsstrukturen und -mentalitäten sprechen wiederum »zahlreiche Fälle

50 *Stefano Cavazza*, Faschismus vor Ort. Die faschistische Partei auf lokaler Ebene, in: ebd., S. 141–156.

51 *Chiara Giorgi*, Die Sozialpolitik der faschistischen Partei, in: ebd., S. 157–172.

extremer ›Elastizität‹ bei der Bewilligung beispielsweise von Invaliditätsrenten (S. 161), und zwar zugunsten von Antragstellern, sodass sich die Frage nach einer Fürsorgeverwaltung *all'italiana* mindestens so sehr stellt wie die nach im eigentlichen Sinne faschistischen Einflüssen. Dasselbe gilt mutatis mutandis für das Phänomen der Protektion politisch nahestehender Leistungsempfänger (S. 165). Chiara Giorgi sieht im INFPS »die faschistische Behörde schlechthin« (S. 163), die eine instrumentelle Rolle im sozialpolitischen Programm des Regimes und zur Bindung von Bevölkerungskreisen an das Regime gespielt habe und die von der Verteilung von Landgütern in Libyen bis zum Ausbau von Thermalbädern fast überall beteiligt war. Dabei sei eine immer intensivere Ausweitung von Kompetenzen auf kommunaler Ebene erfolgt mit dem Ziel einer intensiven sozialen Kontrolle durch die Mitarbeiter vor Ort, verbunden mit Klientelismus, Partikularismus, Begünstigung, Korruption, Ineffizienz und veralteten sozialen Praktiken und Bräuchen (S. 171). Aspekte und Fragen von diktatorischer Herrschaft und gesellschaftlichen Beharrungskräften, von Tradition und Moderne vermengen sich hier.

Chiara Giorgi nimmt die Sozialpolitik des faschistischen Regimes ernst. Sie habe das Ziel verfolgt, »die politische Vorherrschaft und den Machtanspruch der Faschisten besonders in den gesellschaftlichen Schlüsselsektoren zu konsolidieren« und »breite Schichten der Bevölkerung ins System zu integrieren und zu kontrollieren«. Dessen ungeachtet »gehen gerade die zentralen Jahre des Faschismus mit bedeutenden Gesetzen zur Sozialpolitik einher« und das INFPS »prägte die Modernisierung Italiens wesentlich mit« (S. 157 und 159). Daher sei »die Untersuchung der faschistischen Sozialpolitik [...] wichtig für die Erforschung der ›Wurzeln des Sozialstaates italienischer Art‹«. Der PNF sei jedenfalls »als ›bürokratisch-administrativer Organismus‹ und als ›Wohlfahrts-Partei‹ zu kennzeichnen« (S. 172). Die faschistische Partei als Wohlfahrts-Partei? Eine derartige Fragestellung sollte auch die deutschsprachige Forschung zur italienischen Zeitgeschichte zu weiteren Reflexionen und Untersuchungen anregen können. Der zweite Teil des vorliegenden Literaturberichts wird sich mit der Reichweite und dem Innovationspotenzial ihrer jüngsten Detailstudien zur Realität der faschistischen Herrschaft auseinandersetzen.